

Werk

Titel: I. Wotton Reinfred

Ort: Halle a.S.

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338212566_0022|log18

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

- Em.** The Correspondence of Carlyle and Emerson 1834—72. I. II. London 1883.
- E-JW** Early Letters of Jane Welsh Carlyle, ed. by D. G. Ritchie. London 1889.
- F 1—4.** Froude, Carlyle's Early Life 1795—1835. I. II. Froude, Carlyle's Life in London 1834—1881. I. II. London, Longmans 1891.
- GCB** Goethe und Carlyle's Briefwechsel. Berlin, W. Hertz, 1887.
- JJ** Reminiscences of my Irish Journey in 1848. By T. Carlyle. London 1882.
- L** Lectures on the history of Literature by T. Carlyle. April to June 1838; ed. Prof. J. R. Greene. London 1892.
- Mont.** Montaigne and other essays by T. Carlyle, now first collected by S. R. Crockett. London, J. Gowans & Son, 1897.
- N 1—4.** Early letters of Thomas Carlyle IV, 1814—36. Edited by Ch. E. Norton. London, Macmillan, 1886.
- R 1, 2.** Reminiscences by T. Carlyle. Ed. by Ch. E. Norton. London, Macmillan, 1887.
- Resc.** Rescued Essays of T. Carlyle. Edited by Percy Newberry. The Leadenhall Press. London 1892.
- VE** Letters to Varnhagen von Ense, in Last words of Th. Carlyle. London, Longmans, 1892.

I.

WOTTON REINFRED.

I.

„German, to this day, is a frightful dialect for the stupid, the pedant and dullard sort! Only in the hands of the gifted does it become supremely good.“¹

Es gilt in den folgenden studien weite strecken zurückzulegen: von Carlyle's erster und zögernder bekanntschaft mit der deutschen litteratur bis zur veröffentlichung seines lebensromans, des Sartor Resartus, der die grundgedanken unrer klassischen kunst und philosophie zusammenfasste. Um dieses einen späteren werkes willen müssen wir unermüdlich jeder anregung nachgehen und verworrene skizzen geduldig prüfen, bis endlich alle glieder in der reihe aufgefunden sind, die den „Sartor“ mit seinem englischen verfasser und mit unseren deutschen dichtern, mit vater und ahnen, verknüpfen.

Wieland's Oberon, in Sotheby's übersetzung, war das erste buch deutscher litteratur, das der junge bald zwanzigjährige

¹)-Fig 1, 276.

Schotte Thomas Carlyle 1814 las. Drei jahre später wurde er von Madame de Staël's „Germany“ zwar noch nicht tiefer berührt, aber er glaubte fürwitzig schon damals die art der Deutschen, besonders ihre schwerfälligkeit, zu kennen. Er lachte deshalb bei „Von Buch's Reisen durch Norwegen und Lapland“, woraus er in der übersetzung manches über die erzeugnisse und bewohner jener gegenden gelernt hatte, schliesslich vorlaut den lahmen stil des deutschen autors aus: „his manner is as clumsy and ponderous as that of German philosophers generally is.“¹⁾

Das jahr 1819 bezeichnete in Carlyle's innerem leben den abschluss einer zweijährigen denkperiode, nachdem er, vornehmlich an der hand des Epictet, den stoizismus kennen gelernt und glücklich überwunden hatte. Mit seinem stolze und seiner bisherigen zurückgezogenheit unzufrieden, durch neigung und bedürfnis enger an die menschen gebunden als sonst und nach einer eigenbethätigung verlangend, meinte er jetzt: „How far the creed of Epictetus may require to be modified, it is not easy to determine; that it is defective seems pretty evident.“ Ungefähr zu gleicher zeit, im februar 1819, gab Carlyle in Edinburgh einem gewissen Robert Jardine aus Göttingen französischen unterricht, wofür er wöchentlich eine deutsche stunde eintauschte, die von dem lehrer zwar wenig geistvoll erteilt, aber von dem schüler fleissig ausgenutzt wurde. Er beschäftigte sich damals mit den naturwissenschaften, besonders mit der mineralogie; und der wunsch, die abhandlungen des berühmten Freiburger professors Werner²⁾ im original zu lesen, war mit die äussere veranlassung für seine deutsch-sprachlichen studien. Das erste fremde wort, das sich in seinem stil hervorwagt, ist denn in der that auch der mineralogie entnommen: „Peace be to ... the illustrious Werner“, schreibt Carlyle einem freund: „Skiddaw“ (ein berg in Schottland) „is of thonschiefer (clay-schistus).“³⁾

Er konnte mit der hilfe des wörterbuchs bald einige deutsche schriftsteller lesen, und begann, wohl auf den rat seines lehrers, mit dem auch in England damals gefeierten

¹⁾ N 1, 102, 119.

²⁾ SR p. 1, z. 18. „Of Geology and Geognosy we know enough: what with the labours of our Werners and Huttons ...“

³⁾ GCB 202; N 1, 214.

Kotzebue. Abschnitte aus dem *Messias* aus der Geschichte des dreissigjährigen Krieges von Archenholz folgten; aber die deutsche sprache wurde von ihm noch nicht mit allem einseitigen eifer betrieben, weil er gleichzeitig Italienisch lernen wollte. Zimmermanns „Pleasures of solitude“ wurden von Carlyle verurteilt; bei einer aufzählung der weltphilosophen aber lässt er nicht mehr den Kant aus: „Plato obscured the fame of Pythagoras, Cudworth and Kant of Plato.“ In einem referat für Brewster's „Philosophical journal“ sollte er endlich eine deutsche schrift über den magnetismus besprechen, und im Februar 1821 sandte Carlyle bereits einige partien aus Schiller's dreissigjährigem Krieg dem verleger Longmann ein; er las gleichzeitig die dramen: „The colossal Wallenstein with Thecla the angelical and Max her impetuous lofty-minded lover, are all gone to rest; I have closed Schiller for a night“ lautet die einleitung eines briefes an den freund, dem er gerne von seinen beschäftigungen plauderte, „do not fear, my gentle brother, that I will lead you into the mazes of Kantism . . . as to Kant, and Schelling and Fichte and all those worthies I confess myself but an esoteric after all“. Carlyle konnte nur nicht begreifen, dass Schiller den Max und die Thecla geschaffen hatte, während sein körper von krankheit schon durchwühlt war. So nahm er staunend die energie des dichters in sich auf, während er sich gegen die philosophen im grunde durchaus ablehnend verhielt: „Von den deutschen metaphysikern will ich nichts sagen. Ich habe sie einmal aufmerksam studiert: aber ich fand, dass ich nichts von ihnen gewann . . . und ich kam dann zu dem entschluss, dass ich in zukunft nichts mehr mit der metaphysik zu thun haben wollte.“²⁾

Einen neuen aufschwung erfuhren die studien, als Carlyle jemanden gefunden hatte, der mit ihm — „sympathy is the very soul of life“ — in die neue welt der fremden philosophie und litteratur einzog. Der unterricht und verkehr mit Jane Welsh,³⁾ seiner zukünftigen gattin, die damals die Julie dieses neuesten St. Preux spielte, gab ihm viele anregung; er schickte

¹⁾ VE 247.

²⁾ L 205.

³⁾ E-JW 42. Jane Welsh schreibt anfang 1822 an eine freundin: „I read German with him. It is a noble language! I am getting on famously.“

ihr zur vorbereitung das Staël'sche buch „de l'Allemagne“, und begann, charakteristisch genug, den ersten brief an das mädchen mit einer nicht sehr gelungenen scherzhaften wendung, einer anspielung auf den Mephisto, den er gerade aus dem Faust kennen gelernt hatte: „It would have been a pleasant spectacle for Mephistopheles . . . to have surveyed my feelings before opening your parcel the other night and after opening it.“ Der lehrer bestellte in London Noehdens „German Grammar“ und war im sommer 1821 über die aussicht froh, nun bald „Lessing and Schiller and the rest“ oder „Schiller and Goethe“ mit seiner schülerin lesen zu dürfen.¹⁾

Die deutsche litteratur machte nun fortan das verhängnis seines lebens aus. Carlyle ist ihr in zukunft eigentlich niemals dauernd untreu geworden und zu dieser frühen blonden liebe seiner jugend immer wieder zurückgekehrt: „Es war wie der aufgang des lichtetes in der finsternis, die um mich her lag und mich zu verschlingen drohte.“²⁾

II.

„I never cease to thank Heaven for such men as Richter, Schiller, Goethe. The latter especially was my evangelist.“³⁾

Eine kritik über den Faust für die „Review“ kam im neuen jahre nur langsam zu stande, weil sich Carlyle in der gedankenwelt Goethes vorläufig noch nicht behaglich fühlte; er nahm während der arbeit hie und da gern die gelegenheit wahr, abzubrechen und statt philosophische abhandlungen lieber einen brief an die seinen zu schreiben. Doch war der aufsatz ende April fertig. Er erschien im herbste 1821 und kann, in dem verdienstvollen neudruck von dr. R. Schröder nun jedermann zugänglich, trefflich über Carlyle's fortschritte in der erkenntnis deutscher art und kunst auskunft geben. Die veranlassung für den aufsatz war eigentlich kriegerisch: es galt

¹⁾ N 1, 209, 214, 219, 225, 227, 230, 233, 276, 280, 287 ff.; 311, 332, 355, 370. GCB 1. L 202. — Vgl. L 199: „German literature, a literature presenting a character far more cheering to us than any literature that has appeared for a long series of generations.“

²⁾ R 2, 106. „Homestly done, through perhaps for bread-and-water wages, and that was such an improvement upon wages producing (in Jean Paul's phrase) only water without the bread.“

³⁾ F 269.

Goethen vorab gegen einen schlechten, sein werk fälschenden übersetzer zu schützen,¹⁾ der einleitender weise schnell und bissig abgefertigt wird. Dann kommt die hauptsache: eine ausserordentlich gute inhaltsangabe des ersten teils des Faust, wo Carlyle, bei allem eingehen ins kleine, keine weite aussicht verschmägt, und vom Mephisto nach Voltaire, und vom Valentin nach Shakespeare's Mercutio hinübersieht. Die Walpurgisnacht wird von ihm, dem jungen unbefangenen leser, gesund verurteilt. Sonst aber scheint ihm dieser Faust — trotz aller bedenken gegen den dramatischen aufbau — doch als eines der reichsten gebiete im ganzen kreis moderner dichtung. Rein ästhetische auseinandersetzungen, wie jener letzte einwurf, wurden mit den jahren seltener bei Carlyle, der schliesslich beim kunstwerk den inhalt vor die form stellte und alle mängel im bau regelmässig da übersah, wo er von den darin verwahrten gedanken gefesselt wurde. Damals hat der jüngerling den widerspruch in der composition des Faust jedenfalls noch unangenehm empfunden.

Am schluss seines aufsatzes aber kehrt Carlyle plötzlich den Engländer hervor; und wie er sich im anfang gereizt gegen Goethe's übersetzer wandte, springt er nun auf den dichter selber los. Es sieht wie eine gutgewählte pose aus, wenn er meint: „Der vorwurf des plagiats, den Goethe gegen Byron vorbrachte, hat uns weh gethan.“ Nun kennt man jene stelle aus der Goethe'schen kritik, wo so anerkennend vom Manfred geredet und eine ferne verwandtschaft mit dem Faust doch mit so viel zurückhaltung begründet wird, dass Carlyle von dieser stelle unmöglich behaupten durfte: „sie ist Goethe's unwürdig, sie zeigt zu viel von dem verfasser, zu wenig von dem menschen“. Das ist um so auffälliger, als sich Carlyle's urteil wenige jahre später ganz verschoben hatte. Jetzt meinte er noch: „Goethe sollte nicht mit Byron über die eigentumsrechte des Manfred streiten.“ Kurz darauf aber hatte er schon selber statt bloss des Manfred gleich die ganze sentimentale Byron'sche dichtung unter das gefolge des Goethe'schen Werther eingestellt. War es der empfindliche patriot, der im jahre 1821 seine einheimische litteratur gegen die an-

¹⁾ Aber: „a suitable version of *Faust* would be a rich addition to our literature“.

massung der fremden hier mit schlechten worten verteidigte? — vielleicht sollte es nur ein scheinengefecht sein, seinen landsleuten zu liebe geliefert, wenn Carlyle den grossen Deutschen nicht ganz ungerupft entliess! Denn es klingen grade die gegen Goethe gerichteten absätze entschieden etwas unecht, und in der ironischen frage, ob Goethe sich nicht auch gleich als der litterarische vater des Byron'schen Don Juan bekennen wollte — „perhaps he might with some prospect of success“ —, liegt bereits eine verstohlene zustimmung. Als stiege ihm selber solch ein litterarischer geschichtlicher zusammenhang ahnungsvoll auf, spricht Carlyle zuguterletzt noch über Don Juan und Mephisto, wobei Goethe's teufel gut behandelt, Don Juan aber wegen „physical impurity“ leider doch beanstandet wird.

Nach diesem Faustaufsatz gedieh die übersetzung der Legendre'schen Geometrie zum abschluss, bis sich Schiller wieder mehr in den vordergrund schob. Man musste ihm von hause mit einer wäscheseudung den „Wilhelm Tell“ schicken, den er nun seinerseits mit der „Braut von Messina“ an Jane Welsh weiter gab. Die meinungen waren freilich geteilt: Tell hatte ihn enttäuscht; das drama schien ihm doch voll innerer widersprüche, so vortrefflich er darin sonst das Schweizerleben und so gut er besonders den Tell als „a patriot peasant“ gezeichnet fand.¹⁾ Dagegen legte er sich bei dramen wie „Don Carlos“ und „Wallenstein“ die frage vor, weshalb das moderne England gerade so unfruchtbar an besseren bühnenwerken blieb. Schiller half auch sein verhältnis zur Jane illustrieren; im briefwechsel hatte längst das höfliche „My dear Madam“ dem herzlichen „My dear friend“ platz gemacht, das nicht bloss zu anfang geschrieben, sondern auch in der mitte und am schluss wiederholt wurde. „I have sent you a fresh supply of Schiller“, heisst es im April 1823. „*Kabale und Liebe*“ will make you cry your fill. That Ferdinand with his: *Du Louise und ich und die Liebe* is a fine youth; I liked him well — though his age is some five years less than mine.“ Und in den dramen hat Jane die besten

¹⁾ Vgl. 1838: L 211. „His 'Wilhelm Tell' was the best thing he ever wrote. There runs a kind of melody through it; the description of the herdsman of the Alps is exquisite. It is a kind of Swiss thing itself; at least, there are passages in it which are quite in that character.“

stellen zu bezeichnen, die er dann auszugsweise in der biographie „Life of Schiller“ anbringen wollte. Aber damals wurde Carlyle doch schon oft von jenem jammer angepackt, der ihn immer, wenn er etwas grösseres abfasste, zu überfallen pflegte: „Oh I would beat my brains out when I think what a miserable pithless ninny I am!“ Er ging widerwillig an sein werk, das zwar nachher genial und ursprünglich aussah, aber unter heftigen schmerzen geboren war. Er musste, wenn ihm bei seiner arbeit halbwegs wohl werden sollte, schimpfen und fluchen und sich selber gründlich verkleinern. Ihm kam ja so wie so das menschliche treiben oft armselig genug vor; und für den zwang, in dem sich sein ganzes wesen am schreib-tisch befand, entschädigte er sich gern mit einem paar kräftiger schimpfworte. Je höher und enthusiastischer er nämlich von seinen werken dachte, wenn sie bloss erst geplant waren, — um so lieber machte er sie herunter, wenn sie einmal geschrieben und abgeschlossen waren. Diese qual und diesen unwillen, die er während der arbeit an Schiller und Goethe ebenso rücksichtslos wie später an Cromwell und Friedrich dem Grossen ausliess, waren keine spielereien. Der weg vom kopf in die feder war wirklich allemal ein leidensgang, weil er dabei für sich selber das unselige und schmäbliche gefühl nie los wurde, dass er eigentlich doch nur baren unsinn in die welt setzte.

Die folgen solcher schwerfälligen anlagen liessen auch nicht lange auf sich warten. Seine eigene langsame arbeitsmethode wollte Carlyle bald als die allein richtige angeblich auch bei vielen andern grossen schriftstellern nachgewiesen wissen. Es scheint eben mit zu den bedürfnissen der naturen seines schlagens zu gehören, die übrige menschheit gewaltsam auf diejenigen bahnen zu lenken, in die sie selber ja doch bloss von ihrer besondern körperlichen oder seelischen beschaffenheit hineingetrieben worden waren; und in einer seltsam verkleideten selbstsucht, in einer unduldsamkeit gegen alle ihm fremden individualitäten, war Carlyle immerdar bestrebt, das leben, das sich doch frei in vielen formen bewegen muss, in einige wenige zusammenzudrängen. Er hatte kein verständnis für das „varietas delectat“. Dieser drang, alles lebendige in die gleiche uniform zu stecken, wie glänzend und wie rein sie auch aussehen mochte, — der fällt nicht

immer angenehm bei einer reihe von dichtern und von weisen, — unser Schiller nicht ganz ausgenommen, bei Carlyle und ausgeprägt auch bei Platen — auf. Von diesem unerfüllbaren begehren hingen zum teil auch mit die fortdauernden seelischen verstimmungen ab, unter denen diese männer zu leiden hatten; denn das leben in wundervoller tausendfältiger gestaltung wollte sich nie eine so einseitige bevormundung gefallen lassen, und flutete weit über die forderungen jener harten richter hinweg, die, von diesen kaum zu verheimlichenden niederlagen moralisch verstört, sich nur noch tiefer in ihre einsamen bauten verkapselten. — Warum kann z. b. ein kunstwerk nicht rasch gefertigt und von gott den seinen im schlaf beschieden sein? Bloss weil Carlyle selber mit unendlicher mühe alles geradezu sich erst abbitten und abringen musste — soll ein schnelleres talent eben wegen dieser seiner leichtigkeit im produzieren nichts ehrliches schaffen, und da sollte sich der russige meister aller schmiede, Hephästus, ohne weiteres über sieghaft und heiter wandelnde dionysische gestalten erhöhen dürfen? So nimmt Carlyle Shakespeare für sich in anspruch, der tief und schmerzlich gesonnen, der sich gequält, und dann freilich rasch seine gedanken niedergeschrieben hätte: aber wer bürgt uns für die wahrheit dieses dem Shakespeare auf gut glück zugeschriebenen schleppenden prozesses? Carlyle möchte von Dante, Milton und Goethe dasselbe behaupten („selbst der verbindliche Goethe mit dem sonnenblick hielt doch in sich verborgen ein prophetisches weh, so tief wie bei Dante“); er beruft sich auf Schiller's „*konnte nie fertig werden, never could get done*“.¹⁾ Aber das waren doch grundlose verallgemeinerungen, wie sie uns bei Carlyle noch öfter begegnen, vorurteile, die aus seiner natur wohl zu erklären sind. Aber es ist unbedingt nötig, auch bei den lehren und anschauungen Carlyle's, die mit solchem anspruch auf unbedingte vorbildlich-

¹⁾ E 6, 73. Em. 314. Wie Carlyle bei Dante, das wort: „Eccovi l' uom ch' è stato all' Inferno, See there is the man that was in Hell“ un-
deutend, unter der „hölle“ nicht den ersten teil der comödie, sondern mehr
seinen eigenen bitteren streit und die sorgen des lebens verstand, — so wies
er auch immer wieder auf die arbeit hin, die Goethe durchgemacht hatte:
„Here is a man, who has struggled toughly; who has es sich recht sauer
werden lassen“. „A man who as he says himself, has 'struggled toughly'“.
HW 85. E 1, 182. 4, 180.

keit vorgetragen werden, — zu allererst daraus die bloss in der person und nicht in der wahrheit ruhenden bestandteile als ungültig abzulösen. Wenn solche scheidung immer rechtzeitig vorgenommen werden könnte, dann hätten auch männer wie z. b. Byron oder Schopenhauer nie jenen grossen, bedenklichen einfluss auf ihre zeit gehabt: ihre lebensphilosophie wäre dann der interessante ausdruck grade ihres, nicht immer ganz gesunden wesens gewesen, aber sie hätte sich doch nicht mit dem schein des allgemein gültigen und menschlichen so verführerisch schmücken dürfen. — Carlyle verharrte bis in späte jahre in unermüdlicher arbeitsamkeit. Er las und schrieb ganz ohne rücksicht auf das wohlgehen seines leibes. Nicht umsonst war eine zeitlang eine kerze, die sich leuchtend verbrennt, „Terar dum prosim“ in seinem siegel. Er glaubte den körper nur darum empfangen zu haben, um auf seine kosten desto rücksichtsloser den geist in arbeit zu spannen. Aber er durfte sich auch eher als andere in dieser verachtung alles leiblichen gefallen, denn welche zähen lebenskräfte mussten in ihm liegen, der von jugend auf mit schlechter verdauung geplagt, doch das 86. jahr noch erreichte. Freilich hat Carlyle ausser für das schreiben und lesen wenig von seiner gesundheit zu verschwenden brauchen; denn seine jahre flossen später in der englischen hauptstadt kaum unter grösseren aufregungen als einst in den schottischen dörfern hin; einem aufreibenden gesellschaftlichen verkehr stand er fern, und auch schmerzliche ereignisse, wie todesfälle, konnten die sicherheit und ruhe dieses in sich selbst gegründeten mannes auf die dauer nicht erschüttern.

Im oktober 1823 war der erste teil des Schiller im „London Magazine“ gedruckt, also „a pitiful performance of mine“; der zweite war im november und der schluss gegen ende januar 1824 fertig: „God be thanked! for I am very sick of him.“ In buchform lag das werk erst ein jahr später vor. Eine übersetzung der ganzen Schiller'schen werke, die Carlyle den buchhändlern vorschlug, wurde leider abgelehnt. Denn während Wieland einige jahrzehnte vorher unter unendlichem beifall den Shakespeare seinen landsleuten vorgeführt hatte, verzichtete man drüben leichthin noch auf eine ausführliche wiedergabe Goethe's und Schiller's.

England schnitt damit seinem geistigen leben für lange

zeit die günstigsten anregungen, die ihm nur je von aussen kommen konnten, engherzig ab. Wenn auch Goethe und Schiller nicht mit derselben wucht wie Shakespeare bei den weniger phlegmatischen Deutschen unter den Engländern eingeschlagen hätten. so wäre doch die befruchtung viel unmittelbarer und rascher durch die aufnahme und kenntnis unserer gesammten klassischen werke selber erfolgt als durch die, bei allem glanz des stils doch ungenügende und mühselige umschreibung in Carlyle's aufsätzen. Er erreichte damals mit seinen übersetzungsvorschlägen nicht ganz das, was Goethe gewünscht hatte: „Möge ihnen gelingen, ihrer nation die vorteile der Deutschen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort thätig erweisen, den unsrigen die vorzüge der fremden zu verdeutlichen.“¹⁾ England liess zu anfang des 19. jahrhunderts den wind, der frisch vom festland wehte, vorbeistreichen, während das viel empfindlichere Deutschland längst allgemein die litterarischen bewegungen auf der nachbarinsel nachdrücklich angezeigt und sich vor allem in übersetzungen mit Shakespeare, Milton, Ossian und Young selber geradezu gesättigt hatte.

Goethe meinte einst im gespräch mit Eckermann: „Wie hat Carlyle uns Deutsche studiert! Er ist in unsrer litteratur fast besser zu hause als wir selbst; — zum wenigsten können wir mit ihm in unsern bemühungen um das Englische nicht wetteifern.“ Die erste behauptung sollte nun wohl eine freundschaftliche übertreibung sein, aber die schlussbemerkung war um so richtiger. Wir haben allerdings auf unsrer seite keinen einzigen schriftsteller, der sich mit einer solchen, gradezu an manie streifenden einseitigkeit wie der Engländer Carlyle fremde litteraturen angeeignet und ausschliesslich auf ihnen allein künstlerisch und philosophisch weitergebaut hätte. Es war, als wollte er die nachlässigkeit seiner landsleute hartnäckig wieder gutmachen. Was von fremdem wesen bei uns mehr in die breite und tiefe des ganzen volkes geht, schlug sich in England nur auf wenige menschen und zwar am allerdichtesten auf Carlyle nieder. So lässt sich jener groteske, übertreibende zug, der den Engländern eigen ist, die sich gern

¹⁾ GCB 115, 5 X 30. — Die Beziehungen der Deutschen zur engl. Litteratur, besonders im 18. Jahrhundert: vgl. M. Koch, Leipzig, Teubner, 1893, und W. Streuli's übersichtliches buch: Carlyle als Vermittler deutscher Lit. und deutschen Geistes. Zürich 1895. S. 6 ff.

in sehr ausgesprochenen vorlieben und neigungen gefallen, auch in der deutschfreundlichen, fast sporthaft betriebenen thätigkeit Carlyle's nicht von der hand weisen.

Für die erkenntnis Goethe's brauchte Carlyle entschieden längere zeit. Den Faust schickte er an Jane in der leisen sorge, dass sie ihm die empfehlung dieses buches vielleicht verdenken würde, und als sie mutlos einmal den Goetz bei seite gelegt hatte, munterte er sie auf: „You must make another effort upon Goetz: it is hardest at first.“ Aber doch schon jetzt war er sich bewusst, dass Goethe sehr viel vor den zeitgenössischen poeten voraus hatte, und dass alle die wilden ausbrüche in seinen jugenddichtungen einer tiefen und wahren natur entstammten, die sich nicht nur vorübergehend und bloss aus eitler laune mit sprengstoffen geladen hatte: „Wordsworth and Byron: They are as the Christian Ensign and Captain Bobadil before the Duke of Malborough.“ Vor der geliebten schlägt Carlyle bereits dithyrambische töne an, wenn er von seinem Goethe spricht: „His feelings are various as the hues of Earth and Sky, but his intellect is the Sun which illuminates and overrules them all“; und wengleich er das urteil der Deutschen noch nicht unterschrieb, so wusste er doch wenigstens, dass sie unter den drei grössten dichtern der welt den „Homer, Shakespeare und Goethe“ verstanden: „This of course is shooting on the wing: but after all abatements, their countryman is a glorious fellow.“ In späteren jahren erkannte Carlyle freilich um so rückhaltloser die bedeutung Goethe's an, für den der platz an Shakespeare's seite sich nun grade gut genug erwies.¹⁾

Im Februar 1823 wollte „Boyd the pury Bookseller“ eine übersetzung des Wilhelm Meister von Carlyle haben, der mit der grössten freude den plan aufgriff, obwohl er sich der schwierigkeit der sprache und des stoffes wohl bewusst war.²⁾ Im laufe des jahres sass er fleissig, „with the ferocity of a hyaena“ bis tief in die nächte hinein über dem roman, der ihm bald genial und bald grenzenlos thöricht erschien. Er

¹⁾ L 205. „The appearance of such a man at any given era is, in my opinion, the greatest thing that can happen in it.“ „... there has been no such man as himself since Shakespeare.“

²⁾ R 2, 115. „Too scanty as my knowledge of the element, and even of the language still was.“

hatte die einheit des Goethe'schen wesens noch nicht begriffen; durch Schiller's pathos verwöhnt, suchte er sich besonders die leidenschaftlichen schwungvollen stellen des werkes heraus und merkte nichts von dem ewigen feuer, das in den abgelegenen, ruhigeren teilen entzündet war. Goethe's gestalt flimmerte vor seinen, nicht recht gekräftigten augen. Carlyle sah gleichsam doppelt; er fand die geschichte gut, aber die moral des Wilhelm Meister zuweilen schlecht: „Goethe is the greatest genius that has lived for a century, and the greatest ass, that has lived for three.“ Meister selber war ein arger „ganache“ und in dem ganzen buch schien ihm nur Mignon von historischem interesse, „and her you cannot see fully till near the very end“. Das poetische kam ihm zerrissen vor: „some of the poetry is very bad, some of it rather good. The following is mediocre, the worst kind: Who never ate his bread in sorrow“, schrieb er an Jane, die nicht recht auf das werk einging, die bei Schiller¹⁾ so viel geweint und über dem neuen romane sich so leicht und rasch gefasst hatte: „Seriously you are right. It is worth next to nothing as a novel.“ Doch suchte sich Carlyle mit ihr in der hoffnung zu verständigen, dass sie Goethen später einmal mehr als jetzt lieben würde.

So hatte er sich anfangs noch manchmal gegen den reckenhaften Deutschen gesträubt, der ihn zu erdrücken und zu vernichten drohte; er behauptete eine zeit lang seinen eigenen trotzigigen standpunkt und schüttelte durch kritische bemerkungen einen menschen ab, dem gegenüber doch nur das einzige verhältnis liebender unterordnung möglich war. Eine ernsthafte abrechnung mit Goethe war für ihn wie für andere ausgeschlossen. Gerade die kecken worte, die er über Goethe's gedicht, „Wer nie sein brot mit thränen ass“, an Miss Welsh schrieb, wurden später ebenso reuig von ihm wieder zurückgenommen. Und aller kleine tadel bleibt schliesslich doch auch hinter dem bekenntnis zurück, in dem Carlyle später einmal den immer noch frischen eindruck des Wilhelm Meister auf seine jugendlichen jahre beschrieb. Als er damals das buch zum ersten male zu ende gelesen hatte — an einem nebligen ruhigen sonntagabend — da sei er beseeligt, übervollen

¹⁾ F 1, 218. Jane über den Wallenstein: „the most tragical of tragedies“. E-JW 68.

herzens in den leeren strassen von Edinburgh auf und ab gelaufen, in gedanken noch mit dem werk beschäftigt, das ihm so gross, sicher und einheitlich errichtet, so weit ausblickend, weise und wahr erschien, — und er musste sich sagen, dass er niemals zuvor so etwas gelesen hatte.¹⁾

Im Mai 1824 erschien die übersetzung „Wilhelm Meisters Apprenticeship“; Carlyle strich den lohn in noten der bank von England ein, und wenn die deutsche litteratur später die geistige ausrüstung der „Kleiderphilosophie“ für den „Sartor“ übernahm, so stattete sie jetzt vorerst seinen körper mit gewändern aus: „I bought myself a suit of fine clothes for six pounds.“ Im Dezember 1824 traf „like a message from Fairy-Land“ der erste brief Goethes in Schottland mit herzlichem dank für den „Meister“ ein; Carlyle wollte dem „venerable sage“ mit der Schillerbibliographie antworten; in wirklichkeit ging aber diese erst zwei jahre später, im frühling 1827 nach Weimar zusammen mit „German Romance“ ab, in deren vierten und letzten bande die „Wanderjahre“ als „Wilhelm Meisters Travels or the Renunciants. A Novel“, übersetzt waren.

Diese stattliche sammlung novellen war im sommer 1825 begonnen; Lebensabrisse der Dichter, — „I have had a bout with this Life of Hoffmann“, — entstanden nebenher, und 1827 langte die ausgabe endlich auf dem büchermarkte an.

Ueber Deutschland und über seine dichter erfuhr Carlyle manches noch aus lebendigen quellen. Ein Edinburger advokat Robert Pearse Gillies, der eine zeitlang auf dem festlande gelebt und unter anderm auch Goethe gesehen hatte, stellte ihm seine bücher und williger noch seine erlebnisse zur verfügung, die wohl manchen anekdotischen zug für den „Sartor“ geliefert haben. Auch Goethe sorgte für neue bücher. Wir müssen auch gelegentlich, um den deutschen studien wirksam zu folgen, in die bibliothek Carlyle's sehen, wo Wachler's Vorlesungen, Horn's Poesie und Beredsamkeit, Gruber's Wieland, Meister's Charakteristiken, Koch's Kompendium, Jörden's Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, und jenes „World renowned Leipzig Conversations - Lexicon“ standen, aus dem er seine allgemeinen kenntnisse schöpfte. Es wäre sogar manchmal

¹⁾ Vgl. R 2, 115. „When, for many years, or almost in my life before, have I read such a Book?“

von Wichtigkeit, zu wissen, welche Hilfsmittel ihm früher und welche ihm später erst zur Hand waren, kurz wie und wann diese Sammlung eigentlich entstanden war.¹⁾

Irving vermittelte die flüchtige Bekanntschaft mit einem älteren Herrn, dem Hamburger Dr. Julius, der dem jungen Engländer wegen seiner Beschäftigung mit Goethe und Schiller väterlich entgegenkam.

Neben Goethe, Schiller und neben Jean Paul, der in diesen Jahren in seinen Gesichtskreis trat und auf den das nächste Kapitel zurückkommen soll, beschäftigte sich Carlyle später noch viel mit einem andern deutschen Dichter, mit Novalis, dessen Philosophien besonders fruchtbar für ihn werden sollten. Ein Aufsatz über Novalis wurde Anfang 1829 geschrieben, dem wie sein Gegenstück bald der „Voltaire“ nachfolgte. „Novalis is an anti-mechanist — a deep man — the most perfect of modern spirit-seers. I thank him for somewhat.“²⁾

Die zwei, Voltaire und Novalis, standen einander gegenüber, gerade so wie jene beiden geistigen Formen, die Carlyle erst in Deutschland kennen und unterscheiden gelernt hatte: der „Verstand“ war bei Voltaire, aber die höhere „Vernunft“ bei Novalis. Carlyle suchte dem englischen Publikum die Bedeutung des Dichters durch den Hinweis auf Coleridge klar zu machen, der zwar in England für dunkel verschrien, aber seines Erachtens doch lesenswert genug war. Er reinigte Novalis vorerst von dem Vorwurf des Mystikers, indem er das Wort von falschen Zusätzen befreite. „Er war nicht das, was wir gewöhnlich einen Mystiker, d. h. einen Mann nennen, den wir nicht verstehen und wie zur Selbstverteidigung nun gern für einen Dummkopf ausgeben. Novalis war in der eigentlichen wahren Bedeutung Mystiker, so wie das Wort bei unseren puritanischen Priestern galt und bis auf diesen Tag in Deutschland oder anderswo, ausgenommen bei gewissen unbedeutenden Leuten, noch keinen Tadel in sich schließt. Ja in diesem Sinne ist der Mystizismus reich an Ehren; Tasso bekannte sich dazu, wie man aus verschiedenen seiner Prosaschriften ersehen mag, und Dante nicht minder.“³⁾ Carlyle hebt neben dem Dichter

¹⁾ N 3, 158. 213. 214. E 3, 232.

²⁾ F 2, 77.

³⁾ E 2, 201.

dann besonders den denker Novalis hervor, mit dem gemeinsam er in die innere natur gedungen zu sein glaubte.

„Sein reines religiöses gemüt und seine herzliche liebe zur natur, die brachten ihn in eine wahre poetische verbindung mit der geistigen und körperlichen welt, und die machen vielleicht seinen hauptwert als dichter aus.“ So schien ihm an Novalis denn auch als das wichtigste „his truly wonderful subtlety of intellect“ — „his power of intense abstraction“, kurz das philosophieren im höchsten sinne.

Aber mit dem herausgeber des Novalis, mit Tieck, befand sich Carlyle bald im widerspruch; in seiner rauhen, den gefühlen der liebe des mannes zum weibe vielfach abgewandten art mochte Carlyle nicht zugeben, dass Novalis nur im andenken an die früh verstorbene braut weiter gelebt und gedichtet hätte; eine solche stille, poetischen gemütern wohl eigene anhänglichkeit kam ihm unmännlich und kindisch vor; die schmeckte ihm nach dem Werther und sollte mit dem rezept der „entsagung“ zu heilen sein. Carlyle konnte von der macht solcher rein sinnlichen eindrücke nichts ahnen, und wusste nicht, wie reiche quellen oft schon aus dem lieben und verlieren für das leben und dichten aufgesprungen sind. Es kam ihm fremdartig vor, dass ein mann in so „mystischen, tiefen und fast überirdischen melodien“ singen sollte, „bloss weil ein mädchen schön und sterblich gewesen war“. Tieck hatte vielleicht zu viel gesagt, wenn er den jungen dichter mit Dante verglich, aber warum durfte sich in der that das verhältnis des Alighieri zur Beatrice nicht noch einmal im lauf der geschichte, zwischen Novalis und seiner toten geliebten, wiederholen?

Die fragmentarische form der dichtungen des Novalis entsprach dagegen dem geschmack Carlyle's, der in diesen ohne einleitung und folgerung hingeworfenen sätzen stoff zum eigenen denken fand. In den „Hymnen an die Nacht“ glaubte er sich manchmal an Herder erinnert, während er bei dem Tieck'schen vergleich zwischen Novalis und Dante den Italiener strich und dafür — freilich unter vorbehalt — den Franzosen Pascal einschob: „We should incline rather to call him the german Pascal.“¹⁾

¹⁾ E 2, 228.

Auch mit jenen sanftesten stimmungen des Novalis, die in ihren satten formen doch nur selten weichlich wirken, mit seiner vertrautheit mit dem tode und den toten, erklärte sich Carlyle nicht einverstanden. Er vertrug weder den mangel an energie, noch die passivität und die zartheit des dichters: „almost as of a woman“; die ruhige betrachtungsart des Novalis, der die dinge an sich herankommen liess und leise niederbeugte, statt sich wütend auf sie zu stürzen, — die deutete Carlyle aus als: „a sort of Asiatic character, almost like our ideal of some antic gymnosophist, and with the weakness as well as the strength of an Oriental.“

Als ihm aber später der vater starb, schrieb Carlyle doch grade aus Novalis, dem dichter der Nacht und des Glaubens für seinen bruder das schöne tröstende wort ab: „The fair flowers of our garland, said Novalis, are dropping off here one by one to be united again yonder fairer and forever.“

Es ist unendlich schade, dass Carlyle seine deutschen studien nicht in einem grösseren berichtenden werke zusammengefasst hat. Denn jene vollständige geschichte der deutschen litteratur, die für 1830 geplant und auch zum teil schon fertig gestellt war, scheiterte mit dem unternehmen, zu dem sie gehörte, nämlich einer gross angelegten serie von litteraturgeschichten, die Fraser, der herausgeber, wieder eingehen liess. Aber in dem briefwechsel mit Goethe führte grade dieser plan zu eingehenden besprechungen. Es war ein thema, das Goethe wohl gefiel und eine behandlung in kühnen linien von einem fremden versprach, der sich ja erst nach und nach auch mit den einzelheiten der deutschen literatur vertraut machen konnte. In vier felder sollte das gebiet geteilt werden: die älteste zeit einschliesslich der minnesänger, dann die didaktische periode und die reformation bis zu den Schweizern; der dritte band hätte mit Lessing und Wieland begonnen und der vierte mit den jüngsten erscheinungen abgeschlossen.

III.

Eigene pläne.

Der briefwechsel mit Jane Welsh zeigt, für wie fruchtbar sich Carlyle selber in den jahren 1822—26 hielt, wenn gleich in wirklichkeit doch keine wesentliche selbständige dichterische schöpfung aus diesen stimmungen hervorging. Die beiden,

lehrer und schülerin, wetteiferten mit einander in plänen. Carlyle suchte den fähigkeiten des jungen mädchens ein feld in der litteratur zu schaffen. Er erkannte ihr talent an, wie sie die menschen und ihre verhältnisse bald scharf und objektiv, bald in liebe und hass durchschaute und ihre erfahrungen beschreibend und nachahmend zugleich prächtig wiedergab. Aber er riet ihr doch von versuchen für die bühne ab, wo die form sie allzusehr binden würde und empfahl dafür freiere kompositionen. Sie wollten gemeinsam das, was sie bewegte, dichterisch ausdrücken; und mit einer gewissen gründlichkeit, die bei diesem compagniegeschäft doch nur die innere unfähigkeit und verzägtheit verschleierte, fragte er die geliebte, was sie beide denn nun eigentlich schreiben wollten: „Shall we prescribe the subject alternately? And should it be a specific subject, that is prescribed — or merely the class of subjects to which it must belong — a descriptive piece ... for instance, — an incident — pathetic — tragical, ludicrous — a character — great bad — etc. — or some descriptive piece — some incident — some character.“ — Um schliesslich einmal anzufangen, schlug Carlyle im Mai 1822 als thema den „Wunsch“ vor: „The wish“, ein stückchen litteratur, worin beide ihre sehnlichsten hoffnungen wie ihre möglichen aussichten für das leben besprechen und bedichten sollten. Miss Welsh ging schnell darauf ein und lieferte schon im Juli mehrere arbeiten ab, während der freund mit seinem poetischen pfunde langsamer wucherte. Der „Wunsch“ war aber von Jane Welsh nicht in der weise behandelt, wie Carlyle gerade gewünscht hätte; sie scheint mit dem thema gespielt zu haben; sie zerblies fröhlich kichernd zum schluss das traumgewebe, an dem sie erst andächtig gesponnen, und sie zeigte sich am ende mit den einfachen freuden eines anspruchslosen lebens doch nicht so einverstanden, wie der leser und lehrer vorher geglaubt hatten: „Your ‘wish’ is quite an emblem of your usual treacherous disposition.“ Für diesen mädchenhaften übermut und kleinen scherz hatte Carlyle, der manchesmal pedantisch-grämlichen anwandlungen erlag, kein verständnis: „I like the accompanying pieces better; the lines beginning with ‘I love’, the best of all. In these the ideas are brilliant, the language emphatic and sonorous, the rhythm very musical and appropriate.“

Im Dezember 1822 dachte er mit Jane eine novelle in briefen zu komponieren: „I to take the gentleman, you the lady.“ — Der mann, — „the poor fellow“ — war völlig nach dem autor zugeschnitten: ein mensch von ganz ausgezeichnetem charakter, in den mittleren jahren, begabt, enthusiastisch, gelehrt und tugendsam, aber erschöpft von der prosa der welt um ihn her und müde, für ein leben länger zu kämpfen, das ihm mehr schmerzen als freuden bereitete. In dieser zweiflung geht er in die einsamkeit aufs land, zu leuten, die, wenn auch von der welt abgeschieden, doch den helden aus irgend welchen gründen der dankbarkeit verpflichtet waren. Im verkehr mit der natur auf den wanderungen durch das hügeland, sollte er nun seine allgemeinen ansichten vortragen und zugleich über wissenschaft, kunst und moral bei erlebnissen und gelegentlichen begebnungen mit andern menschen reden. Schliesslich widert den helden das land ebenso wie die stadt an; und seine seele beginnt zu toben: — „Not in the puling Lake-style, but with a tongue of fire — sharp, sarcastic, apparently unfeeling, yet all the while betokening to the quick-sighted a mind of lofty thoughts and generous affections smarting under the torment of its own nobleness, and ready to break in pieces by the force of its own energies.“ In diesen worten hat Carlyle selber seine persönlichkeit und seinen stil auf jahre hinaus charakterisiert. Der übrigens namenlose held wird fast bis zum selbstmord getrieben: da erscheint endlich als „*dea ex machina*“ die heldin, „when you“ schrieb Carlyle an Jane — „that is the heroine — come skipping in before him with your *espiègeries* and fervency, and all your native loveliness“. In der liebe zu dieser neuen erscheinung feiert er seine auferstehung: er beginnt wieder zu glauben und zu hoffen, und in begeisterten worten löste Carlyle nun selber seinen helden ab, um aller welt zu schildern, was ihm die geliebte Jane war: „the epitome of all celestial things, the shining jewel in which he sees reflected all the pleasures of the universe, the sun that has risen to illuminate his world when it seemed to be overshadowed in darkness for ever!“ Nun kommt der schalk in dem mädchen zur geltung: sie quält den liebenden und lacht über ihn, bis sie mitleidig allmählich auch seinen ernst teilen lernt: „Then, o, then, what a more than elysian prospect!“ fügt Carlyle in

die novellenpläne ein, denn so mochte er sich ungefähr das spätere eheliche zusammenleben denken, ohne die furchtbare bedeutung des satzes für Jane „to grow as serious as he is“, zu ahnen. Auch die briefnovelle sollte, in einer ungewollten vorausdeutung ihrer wirklichen schicksale, traurig enden: beiden bricht das herz, „and the whole closes with a mortcloth and Mr. Trotter and a company of undertakers.“ — Bis in jenes ländliche asyl hatte Carlyle wirklich seinen Faustulus in zwei leidlichen briefen bereits befördert, als er noch einmal mit Jane die geschichte näher besprechen wollte, die er in lauter bedenken und aus angst vor dem publikum schliesslich doch ins feuer warf; denn es fehlte ihm ja alle kenntnis derjenigen elemente „of the lower world“, die mit ihrem widerstand den helden ins elend treiben sollten, und mit schilderingen, wie er sich etwa die dinge allein ohne eigene erfahrung dachte, wäre er diesmal nicht ausgekommen: „I could only draw the materials of him from myself. Rich source of such materials!“

Bald darauf rückte er schon mit neuen entwürfen zu kürzeren, gemeinsamen erzählungen oder skizzen heraus, „begin therefore and let me have a little story with description of manners and scenery and passion and character in the Highlands or Lowlands“. Mit tadelnden ausdrücken, die gerade nicht viel vertrauen zu seiner mitarbeiterschaft erwecken mochten, sandte er gleichzeitig an Jane eine probe seiner erzählungskunst ein. Selbst dieses bescheidene unternehmen schlug bald fehl. Aber die gemeinsamen deutschen interessen blieben bestehen, und es scheint, als ob auch unsre musik zwischen den liebenden erklungen wäre. Denn im frühling 1825 bat Jane, der eine hübsche stimme eigen war, eine freundin, ihr doch die „Favourite Airs from *der Freischütz*“ zu senden.¹⁾

Im winter 1825 meldeten sich die alten pläne abermals an. Die schöpfungen unserer dichter liessen ihm keine ruhe. Der geistige umgang mit den grossen künstlern seiner zeit, die verschwenderischer und müheloser schufen und schrieben, in anmutiger fruchtbarkeit, — erzeugte bei Carlyle in gemüt und phantasie ein bedürfnis nach eigenen produktionen und

¹⁾ E-JW 110.

eine gewisse künstlerische erregung, die er fälschlich für etwas ursprüngliches hielt. In wirklichkeit waren es bloss erschütterungen, die sich von aussen her ihm mitgeteilt hatten; was ihn in jenen jahren beunruhigte, waren sekundäre erscheinungen, und nicht die eigenen, sondern die nachempfundenen wonnen und wehen anderer genies. Carlyle lebte in dem bedenklichen wahn, ebenso gut und frei wie die grossen Deutschen schalten zu können, ein wahn, der von Goethe in den „Wanderjahren“ so fein besprochen wird, „in den man leicht verfällt, wenn man einem meister zusieht, dem alles bequem von der hand geht“. Der nachahmungstrieb regte sich in dem schüler, der eifrig überdachte: „some scheme of a *Kunstwerk* of my own“. Dieser eine deutsche terminus zeigt deutlich, wohin sein ehrgeiz strebte; aber das folgende bekenntnis: „There are pictures and thoughts and feelings in me, which shall come out, though the Devil himself withstood it“, verkündigt es entschlossen genug, dass Carlyle nicht so bald nachgeben und mit vielem fleisse und mit dem aufgebot der letzten streitkräfte seiner natur schliesslich doch wohl etwas zu stande bringen wollte, das den deutschen anregungen würdig entsprach.

Im November 1824, als er während eines rittes durch die gegend von Hoddam Hill gerade an das „*Kunstwerk*“ dachte, brannte das pferd mit dem unaufmerksamen reiter durch: es warf den philosophen ab, zerriss seine kleidung und schleifte ihn eine strecke durch den schmutz fort: „the tailor is mending my coat even now“: ein abenteuer, das fast wie eine karrikatur auf Carlyle's dichterische versuche aus jener zeit erscheint; er war eben bloss der lehrling oder geselle und noch nicht der meister des „Sartor Resartus“, der fest im sattel sass und in der „Clothes-philosophy“ die zerfetzte kleidung seiner zeit so ungeheuer kunstvoll wieder zusammennähen sollte, dass sie wie neu gemacht aussah. Er unterlag noch vor der hand im wettstreit mit der deutschen dichtung; auch eine litterarische zeitung, die er 1826 nach dem muster der Schlegel, Wieland und Schiller gründen wollte, kam nicht zu stande.¹⁾

¹⁾ N 2: Faust: 22, 55. Schiller: 103, 110, 156, 164, 177, 191, 226, 229, 241, 247, 251, 263, 285, 298, 304. Goethe: 182, 199, 201, 219, 223, 256, 268, 273, 279, 305, 330, 336. German Romance: 313, 318, 334, 338, 348, 350. Pläne: 64, 74 ff., 105, 117, 139, 165, 171, 332.

IV.

Eigene arbeiten.

„Cruthers“, „Peter Nimmo“, „Wotton Reinfred“ und Goethe's
„Wilhelm Meister“.

1.

Zu dem ersten grössern romane Carlyle's, dem „Wotton Reinfred“, leiten zwei abgeschlossene kleinere arbeiten hinüber, eine novelle „Cruthers and Jonson or the outskirts of life, a true story“ und die rhapsodische dichtung „Peter Nimmo“, die freilich keine ästhetische, sondern nur unsere geschichtliche teilnahme anrufen, weil hier und da schon gestalten auch aus dem „Sartor“ durchschimmern. So schrieb Emerson, der 1839 einiges von Carlyle herausgeben wollte, ganz richtig: „‘Cruthers and Jonson’ ist für die, welche die quellen Ihres stils sehen wollen, unersetzlich: aber ich bin mit Ihnen der meinung, dass es besser für eine gesamttausgabe Ihrer werke, als für die gegenwärtige sammlung derselben passt.“

„Cruthers“ und „Nimmo“ fanden im Januar und Febrtar 1831 in Fraser's Magazine ein unterkommen. Auf den besondern wunsch seines bruders Jack hatte Carlyle die abgelagerten skizzen eingeschickt, wohl in der absicht, um geld zu verdienen und die üble lage der seinen zu verbessern; während Carlyle mit dieser sünde aus jungen tagen, mit seinem „Cruthers“ unzufrieden war, der eine klägliche figur neben dem damals (1831) schon im entstehen begriffenen „Sartor“ machte, wurde das werk gegen alle erwartung von den lesern doch beifällig aufgenommen.

Die erzählung stammt nämlich, wenn die späteren angaben Carlyle's giltig sind,¹⁾ noch aus dem jahre 1823. Sie beginnt mit dem lobe der freundschaft, die von heiligen, von wilden und weisen zugleich gepriesen sei. Zwei Schotten, eben die titelhelden, müssen anfang des 18. jahrhunderts einen dürftigen beweis für diese behauptung antreten: der eine stark, ein guter boxer, der andere Jonson, leicht erregt und mehr socratisch

¹⁾ ... „one story, entitled Cruthers and Jonson, was written 16 years ago, and printed somewhere early in that rubbish heap, with several gross errors of the press (mares for maces was one): it is the first thing I wrote, or among the very first; — otherwise a thing, to be kept rather secret, except from the like of you“. An Emerson 17. IV. 1839; Em. 1, 231.

als stoisch geartet: sie kommen beide als kleine burschen in der schule zusammen, wo ein heftiger ehrgeiz die selbstbewussten buben einander fern hält. Bei einer schlägerei unterliegt Jonson, hinter dem Carlyle steckt; der kleine wird aber an seinem vorhaben, sich mit der pistole in der hand zu rächen, vom lehrer rechtzeitig verhindert. Dieser selbst ist als eine arge karrikatur gezeichnet und hat auch unter dem hass zu leiden, mit dem Carlyle in seinen werken an dem ganzen lehrerstand das rächt, was er übles einst von seinen schlechten schulmeistern in Annan in Schottland erfahren hatte. Die knaben aber, die sich hassten, werden auf einem ausfluge plötzlich unzertrennliche gute freunde.

In raschem sprunge geht die geschichte weiter. Cruthers wird im umsehen farmer, heiratet und bleibt ein gesunder mensch, ohne ein „denker“ zu werden, — während Jonson sein geld verliert und dunklen stimmungen hingegeben, in sich einen stillen, tiefen „pfehl von sorgen“ birgt, „über den die freude nur hinspielte wie ein sonnenstrahl, ihn zu vergolden, nicht zu wärmen“.

Inzwischen ruft Maria Theresia's krieg gegen Bayern 1745 auch wirren in Schottland hervor, in die Carlyle nach langen betrachtungen über geschichtliche ursachen und wirkungen auch seinen helden verwickelt, dessen partei aber geschlagen wird. Jonson ist im gefängnis zum tode verurteilt; Cruthers will im sinne der Mörus und Damon bereits für ihn bürgen, als auf königlichen befehl Jonson begnadigt und des landes verwiesen wird. Ueber die see, — wohin auch Carlyle einmal hatte ziehen wollen, — wandert er nach Jamaica aus, um bei einem guten alten pflanzer Herbert erst als schreiber, dann als teilhaber einzutreten. Dieser mann hat eine tochter Margaret, die trotz vieler anderen bewerber sich doch mit Jonson verbindet, weil sie „perhaps like Desdemona“ ihn wegen der vielen überstandenen gefahren liebt. Als dann ein anderer könig in England regiert, kehrt der flüchtling nach haus, von seinem alten freunde freudig empfangen. Mit einem notschluss endet die erzählung: „Do you ask what followed farther?“, so fragt Carlyle uns höflich. Die antwort ist einfach genug: Er lässt alle leute sterben. Dass auf den wichtigen abschnitt der rückkehr etwas wichtiges noch folgen musste, gab Carlyle vor, nicht einzusehen; ein paar ossianische anklänge sollen

aushelfen. Aus Jonson's geschlecht bleibt nämlich niemand, aus dem Cruther'schen dagegen ein thörichter enkel am leben. In wehmut über die veränderlichkeit der welt hört der dichter mit den versen auf:

„Muojono le città, muojono i regni.
Copre i fasti e la pompe arena ed arba.“

Für die litteraturgeschichte ist der ausfall gegen Wordsworth bei beginn der erzählung wichtig, wo Carlyle einen schauspielplatz zu schildern hat.¹⁾ Für sein eigenes leben aber kommt die dame des romanes in betracht, bei der er alles verwertete, was je frauliches seine kreise berührt hatte. — Den namen erhielt Jonson's geliebte von der Margaret Gordon,²⁾ die Carlyle (1819) von fern verehrt hatte; vieles in der erscheinung trifft aber auf eine gewisse Miss Kittie zu, die einen tiefen eindruck auf ihn machte, der auch bis zu den „Reminiscences“ noch vorhielt, — denn Kittie und die heldin der novelle, Miss Margaret Herbert, sind beide Anglo-Indierinnen, sie wird als helle luftige sylvphe mit schwarzem haar und schwarzen augen und weisser gesichtsfarbe geschildert; in ihrem wesen aber, das zwischen ernst und lachen schwankend den liebenden beglückt und quält, hat sie wieder viel von der dritten und letzten neigung Carlyle's, von Jane Welsh, mitbekommen.³⁾

Jonson selber spricht sich gerade so, wie es Carlyle that, gegen seine umgebung, gegen das mittelmässige und gegen die „maschinen“ aus, die den arm und das herz ersetzen wollen. Er klagt gradewegs über die entgötterte gegenwart, die ihm nicht genügt. Aber aus solchen frühen sätzen Carlyle's muss

¹⁾ . . . „a scene which Mr. Wordsworth would have gone some miles to see; would have whined oven for a considerable time; and most likely would have written a sonnet or two upon“. Vgl. R 2, 298 „his (Wordsworth!) divine reflections and unfathomabilities . . perhaps in part a feeble reflex (derived at second hand through Coleridge) of the immense German fund of such.“

²⁾ R 2, 57 f. „it might easily have been more, had she, and her aunt, and our economic and other circumstances liked. — . . „she continued for perhaps some three years a figure hanging more or less in my fancy, on the usual romantic, or latterly quite elegiac and silent terms.“

³⁾ Cr. 704 „never was there such another beautiful, cruel, affectionate, wicked, adorable, capricious little gipsy sent into this world for the delight and the vexation of mortal man.“

man seine spätere heldenverehrung mitverstehen lernen. Denn erst hatte Carlyle lange vorher die leere um sich herum leidenschaftlich und schmerzhaft empfunden, ehe er über die mittel, sie auszufüllen, im klaren war. Das haus der zeit musste ihm zuvor verödet und von allen guten geistern verlassen erschienen sein, ehe er zum ersatz dafür die gestalten seiner helden hineinstellte.

Die handlung ist in dieser erzählung überhaupt nur dazu da, um dem verfasser gelegenheit zum auspacken seiner gefühle und stimmungen zu geben; in den eigentlichen thatsachen selber liegt der kleinste der reize dieser novelle, wenn man überhaupt von reizen reden darf. Eine starke beobachtungsgabe genügt nicht allein, um den dichter zu machen; grade aus diesem mangel aber erkennt man schon hier deutlich, weshalb Carlyle auf einem andern felde, in der geschichte, so viel grosses leisten sollte, dort, wo ihm das rohmateriale, der schauplatz, die menschen und ihre thaten, gegeben waren, wo er nichts sachliches mehr hinzuzuerfinden, sondern bloss zu schildern, psychologisch zu entwirren und charaktere zu erkennen brauchte.

Viel eigentümlicher war schon „Sir Peter Nimmo“, die zweite veröffentlichung in Fraser's Magazine, geraten, die von einer poetischen einleitung eröffnet und von einem „l'envoy“ beendet, noch fünf gedichte einschliesst. Peter Nimmo ist ein sonderling, der 25 jahre die universität Edinburgh ohne äussern erfolg besucht hat; ihm wird nämlich grade das gereicht, was er nicht brauchen kann: tote formeln;¹⁾ aber Nimmo lernt trotzdem weiter; er hofft, dass sich ihm dort endlich doch einmal der geist enthüllen muss. Das sollte wohl eine ironie auf die schottische hochschule sein, die den erkenntnisdurstigen Carlyle einst bitter enttäuscht hatte. — Nimmo ist arm, er hat ein groteskes gesicht mit einer hakennase, die gestalt ist unscheinbar gekleidet, aber innen lebt und schafft etwas grosses und gottespriesterliches, das diesen schlichten mann über alle minister und könige erhöht. In jener verklärung des äusserlich unbedeutenden und in jener erhebung des erniedrigten, wie sie

¹⁾ „Canst thou τμη yet decline, or know the gender | (On thy oath) of Neuter from a Feminine? | Peter, no! Thou know'st it not, thou vain pretender: | Met the Sun's eye ever so strange a case as thine.“

ganz unverkennbar auch von dem christlich bestimmten Carlyle betrieben wurde, — steht Nimmo vor unsern augen wie eine wunderbare hieroglyphe im buche des lebens da.¹⁾ Nimmo vertraut auf gott, der alles erschaffene, die pflanzen und vögel des feldes, und auch ihn sicher ernähren wird. Aus diesem biblischen glauben Carlyle's an die fürsorge des schöpfers für alle seine geschöpfe erklärt sich ohne weiteres seine spätere heftige ablehnung des Malthus, der damals eine übervölkerung der erde befürchtete. Das fünfte gedicht soll humoristisch wirken: der tapfere Nimmo wird schliesslich doch vom wein übermannt und nach hause geschleppt, so dass auch er, wie jeder mensch überhaupt, als narr und weiser zugleich endet.²⁾

Die verse dieses gedichtkreises sind nicht sonderlich gefällig. Der inhalt ist noch in gährung. Wichtig ist uns aber die persönlichkeits des heldengedichtes, die lächerlich vor der welt, aber ernsthaft vor Carlyle's augen dasteht, ein kind gottes, ein alter denker, der eine, den die vielen andern nicht recht verstehen: Nimmo ist vom schlage jener leute, zu denen auch der „Teufelsdröckh“ des Sartor gehört.

2.

Ende Januar 1827, wenige monate nach seiner verheiratung, hatte Carlyle ein neues buch angefangen: „I hope a good and even moral one“, das er bis in den frühling „in spite of the Devil and all his Angels“ eifrig weiter führte. Es sollte eine grössere novelle „Wotton Reinfred“ werden. Aber schon im juni gab er die arbeit auf, weil er von Jeffrey zu einem artikel für die Review aufgefordert, angeblich keine zeit mehr zu eigenen dichtungen behielt. „Poor Wotton, Dear Wotton! He was growing such an engel,“ klagte Jane, ein abschiedsruf an das werk, das nach jenem alten gemeinschaftlichen romanplan aus der brautzeit her, angelegt war. Das manuscript warf Carlyle bald ärgerlich ins feuer. —

¹⁾ „then are your intrinsically singular men like so many Hieroglyphes and prophetic Runes that from time to time diversify the pages and attract every eye ... these Hieroglyphs are a true sacred writing; the Napoleon, the Nimmo are mystic windows through which we glance into the hidden ways of Nature and discern under a clearer figure the workings of that inscrutable Spirit of the Time.“

²⁾ His Essence (in strange menstruum) | Like yours and mine, was — Vanity.“ PN 15.

Trotzdem ist eine kopie des „Wotton Reinfred“ als fragment in die „Last words, London 1892“ aufgenommen worden. Das gelöbniß, mit dem der dichter kurz vorher sein buch begonnen hatte, wurde in stiller beschämung wieder zurückgezogen: „I have sworn to finish it, and it will be something praiseworthy at last, and though only a *novell* may be one of those that are read by ‘Some in Middlebie Parishin’“. Das halbdeutsche wörtlein „*novell*“ zeigt wieder an, mit wem Carlyle den kampf aufzunehmen gedachte, und wo die vorbilder für seine kunst zu suchen waren.

Der Carlyle'sche roman setzt unmittelbar mit einem gespräche ein, das ohne nähere angabe des wie und wo vom titelhelden und seinem verwandten, einem älteren doktor, abgehalten wird. Der 22jährige Wotton hat nämlich bestritten, dass glückseligkeit das ziel des lebens ist, weil er selber alle freude verloren und von einem freunde und einer freundin, Edmund Walter und Jane Montagu, jämmerlich im stich gelassen zu sein glaubt. Herzlich müde — er hat zu viel gearbeitet und viel zu viel gelesen, in der geometrie, jurisprudenzen, weltgeschichte, in der schottischen philosophie und französischen dichtung —, sehnt er sich nun dem tode entgegen, als der doktor ihm die briefliche aufforderung eines gewissen Frank Mosely zeigt, sich doch bei diesem auf dem lande zu erholen. Wotton sagt nach einigem widerstreben zu, von den ermunternden worten des briefes schliesslich überzeugt: „The end of man is an Action, not a thought, says Aristoteles; the wisest thing, he ever said.“ — Die pädagogische aufgabe, die sich Carlyle gleich in der einleitung für sein werk vorgeschrieben hat, ist ohne weiteres klar: Den Wotton Reinfred gilt es im laufe der zeit zu einem tüchtigen mann zu erziehen.

Ueber Wotton's leben und persönlichkeith giebt das zweite kapitel aufschluss. Carlyle's technik, auch in den einzelheiten des romans nachweisbar, stellt also hier den menschen uns nach langen entwickelungen in irgend einem abgeschlossenen zustande vor, um dann erst die dahin führenden ereignisse nachzuholen. So löste er im Wotton Reinfred das schon gewordene rückblickend und dilettantisch wieder in ein werden auf, weil er der schwierigen aufgabe nicht gewachsen war, die erzählung sich vorbereiten und stetig entwickeln zu lassen;

er strebt nicht einem ziele zu, sondern stellt sich gleich von vornherein beim ziele selber auf, beschreibt es und läuft dann nach dem anfange der bahn zurück, um nun dem gegebenen, bereits genau bekannten ausgangspunkt noch einmal langsamer wieder zuzusteuern.

Wotton, früh vaterlos, ist von seiner mutter sorgsam erzogen worden: „Sie sagte niemals zu ihm, werde gross, gelehrt und reich, sondern immer, lebe gut und heilig, suche gott, und du wirst ihn finden. Was sind reichthum, kronen und szepter? Ihre gestalt gehet dahin. Sorge dich nicht um die welt, du hast ein besseres erbe; fürchte dich nicht, speise und kleidung wird dir unser vater im himmel geben; hat er nicht den sperling gegen den winter geschützt und ihm einen ort zum wohnen gegeben?“ Das war ein hauch von der furcht gottes aus dem elternhaus Carlyle's. Worte der mutter klangen ihm bei dieser beschreibung im ohr. Wotton besucht die schule und die universität, und wie später der Teufelsdröck des „Sartor“ von seinen muntern kameraden verspottet wird — „he was nicknamed *der Weinende* (the Tearful)“ — heisst auch er bei gross und klein bloss „Weeping Wotton“. Hinter seinem freunde Bernard Swane verbirgt sich Edward Irving: „Er war mehrere jahre älter als Wotton, ein mann von talenten, erziehung und rastlos kräftiger thätigkeit; dem beruf nach gehörte er zu den rechtsgelehrten, bereits bei öffentlichen aufgaben vorteilhaft beschäftigt, hoffte er einmal vielleicht noch weit höher zu steigen In seiner offenen und sanguinischen art gab sich unzweifelhaft eine gewisse eitelkeit zu erkennen; aber die war doch so freundlich, gesellig und gut geartet, dass man sie ihm gern verzieh. Er besass eine glückliche natur: das leben an und für sich war für ihn süss und freudevoll: er hatte immer hoffnungen, und indem er sich selber liebte, liebte er durch sich selber auch die natur und alle menschen.“

Wie Carlyle auf Irving's veranlassung seine spätere gattin Jane Welsh kennen lernte, so muss im romane Swane den Wotton mit der Jane Montagu zusammenbringen: „weit und breit war die schöne trägerin dieses namens wegen ihrer anmut und ihrer gaben berühmt ... ihre zarte gestalt mit den sanften, sylphengleichen bewegungen, ihr schwarzes haar, das ein edles und ausdrucksvolles gesicht bedeckte, alles das

hatte nur wie eine schöne vision auf ihn gewirkt, nach der zu blicken er sich nicht berechtigt glaubte; denn ihr kreis lag dem seinen so fern.“ Das passte — auch der name Jane deutete es überflüssigerweise noch an — auf die „Rose von Haddington“, wie die schöne Miss Welsh genannt wurde. Aber das mädchen steht unter der hut einer bösen tante, die liebenden müssen scheiden, Wotton's briefe bleiben unbeantwortet und ein gerücht geht, dass Jane sich mit einem offizier Edmund Walter verlobt hat; auch das verhältnis Carlyle's zu Margaret Gordon, seiner früheren, ihm ähnlich durch verwandte entzogenen liebe, schattet in den bericht hinein; Jane Montagu spielt in diesem roman gleichzeitig die beiden rollen der Margaret wie der Jane Welsh.

Mit Bernard Swane, der mit dem doktor des ersten kapitels verschmelzen zu wollen scheint, tritt nun der junge zweifler die reise an: Ein fischer draussen erklärt Wotton's gesicht einem bilde ähnlich, das er neulich in einem goldnen medaillon gesehen haben will. Wotton kauft ihm das gefundene kleinod, in der meinung, dass Jane es vielleicht ohne sein wissen gemalt und dann zufällig verloren hat, ab: „Ich werde sie zuletzt noch wiedersehen“, rief er aus, „denn etwas sagt mir, dass sie noch an mich denkt, dass sie mich noch liebt, und ohne ihren willen soll uns keine macht auf oder unter der erde scheiden.“ In erhobener stimmung reisen die freunde im vierten kapitel weiter, ohne freilich zu Mosely zu kommen: denn ein fremder, von ihren trefflichen gesprächen angezogen, ladet sie auf seine besitzung, „the house of the Wold“ ein, das, idyllisch in einem thale gelegen, hübsch geschildert wird. Sie finden auf dem schlosse eine versammlung von männern und frauen und mischen auch gleich nach ihrer ankunft sich in die unterhaltung; dabei zeichnet sich besonders ein mann von 60 jahren, Dalbrook, aus, dessen ansichten entschieden von Kant, Goethe und Schiller stammen, ohne dass doch Carlyle die namen dieser drei quellenmässig genannt hätte: „Beweisbarkeit ist noch nicht der beweis für die wahrheit. Logik ist für das, was der verstand sieht; was aber am wahrsten ist, das sehen wir nicht, das hat, weil es unendlich ist, gar keine form. Die höchste wahrheit kann nicht in worten ausgedrückt werden, denn unsere ohren sind zu grob, und die göttliche harmonie der sphären erstickt unter den starken,

rauen dissonanzen der irdischen dinge. Sie verkündigt sich in dem letzten lächeln des märtyrers, in den thaten eines Howard und Cato; in der stillen gegenwart aller guten menschen. Ihr echo schallt aus dem liede des dichters; der himmel mit seinem blau und seinem regenbogen und seinem schönen wechsel von tag und nacht, die erde mit ihren meeren und eisigen bergen, der ocean in sturm und stille verkündigen es. Es ist ein offenes geheimnis, aber wir haben keine klare ahnung davon: Wehe uns, wenn wir überhaupt keine ahnung hätten.“ Diese schwungvollen reden werden von den anwesenden, auch von Wotton, mit den charakteristischen worten verhöhnt: „Kantism, Kantism, cried several voices, German mysticism! mere human faculties cannot take it in.“ Dalbrook lässt sich nicht beirren: „der verstand sieht und begreift das mass und bild der dinge, aber die vernunft sieht und begreift, was ohne mass und bild ist. Sie ist unwandelbar und ewig in ihren entscheidungen, während sich die ergebnisse des verstandes von geschlecht zu geschlecht verändern; darum verfolgen und vernichten die menschen einander; aber die ergebnisse des verstandes verdienen nicht den namen von wahrheiten, sie sind nur die flüchtigen gewänder der wahrheit.“ Dalbrook stellt dann drei arten von wahrheiten auf, die des marktplatzes und die des laboratoriums, die vom verstande und endlich diejenigen wahrheiten, die nur von der vernunft gefunden werden. Die glückseligkeit leugnet Dalbrook unter Wotton's zustimmung als das ziel der menschen ab.

Das folgende fünfte kapitel klärt uns — nachträglich! — über die geistige tafelrunde auf, deren mitglieder wir eben erregt mit einander reden hörten. Denn Wotton hat gefallen an einem der kämpen, Mr. Williams, gefunden, der von dem haus und seinem besitzer und den gästen erzählt. „Künstler, dichter, gelehrte, staatsmänner, pädagogen, sie alle finden dort unter einer bedingung unterkunft, dass jeder etwas ist, und dieses etwas auch mit einer gewissen ehrlichkeit des geistes.“ Der besitzer, Maurice Herbert, lebte mit seiner gattin in glücklicher ehe, „ihr einziges kind, so geht die sage, soll ihnen frühe geraubt worden sein.“ Es klingt fast wie ein märchen, wenn der reiche hausherr im walde unentgeltlich bei sich diese erlesene schar beherbergt; aber das motiv muss aus der zeit des Wilhelm Meister und der deutschen romantik ver-

standen werden, wo kunst und wissenschaft, in den dichtungen wenigstens, überall auch gunst und brot fanden, und saitenspiel und bildermalen ihren mann, und wäre er nur ein Eichendorffscher taugenichts, ernährten.¹⁾

Als Williams schweigt, ergreift nun für ihn selber der erzähler, Carlyle, zu einer kurzen charakteristik das wort: „die grundlage seiner philosophie ist leben und leben lassen, er denkt über sich und die menschen so liebenswürdig und klein wie möglich, und wird überall gern gesehen, wenn auch nicht geliebt.“

Die stunden gehen den gästen in ernsten und heitern beschäftigungen hin. Man musiziert, wobei sich auch die damen hervorthun, die während der gespräche bescheiden zurücktraten. Aber im anschluss an diese kunstleistung wird gleich die aufgabe des künstler wieder theoretisch behandelt: „Wenn das zeitalter wertlos und gesunken ist, dann muss sich der dichter für sich selber ein anderes schaffen; er soll sich bemühen, seine entarteten brüder zu einem edleren bilde heranzuziehen, und sich nicht ihnen gleich stellen . . . Statt dem götzen seiner zeit, soll er dem reinen ideal seines innern huldigen, und nicht auf das geräusch und die widersprüche da draussen, sondern auf den harmonischen klang in seinem busen hören.“ Das hat der schlossherr Schiller's stolzem neunten brief über die ästhetische erziehung entnommen: „Der künstler ist zwar der sohn seiner zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr zögling oder gar noch ihr günstling ist . . . aus dem reinen äther seiner dämonischen natur rinnt die quelle der schönheit herab . . . Wie verwahrt sich aber der künstler vor den verderbnissen seiner zeit, die ihn von allen seiten umfassen? Wenn er ihr urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner würde und dem gesetz, nicht niederwärts nach dem glück und dem bedürfnis.“ Carlyle hatte vor jahren mit diesen selben ansichten auch die Schillerbiographie beschlossen, und den fast gleich-

¹⁾ Lenardo's verbindung in den wanderjahren (1821, s. 358): „Niemand tritt in unsern kreis, als wer gewisse talente aufzuweisen hat, die zum nutzen oder vergnügen einer jeden gesellschaft dienen würden.“ — „The House of the Wold“ wird im Sartor (96) wieder aufgenommen. „Thou fair *Waldschloss*“, writes our Autobiographer, . . . Noble Mansion. There stoodest thou, in deep Mountain Amphitheatre, on umbrageous lawns in thy serene solitude; stately, massive, all of granite . . .“

zeitig mit dem Wotton geschriebenen aufsatz: „State of German Literature“ damit eröffnet.¹⁾ Im dichter den führer und das vorbild seiner zeit zu sehen, das war auch ein erster keim für die Heroworship; denn Carlyle dehnte erst nach und nach das, was er von dem einen beruf forderte, auf die andern aus, und stellte neben dem dichterischen die übrigen heroischen ämter: das priester- und das königtum, auf. Dalbrook mischt sich wieder ein: „Zeit und raum sind modi, nicht die dinge selber, formen unserer anschauung, die nicht wirklich existieren: die gestalten, in denen sich die ungesehenen körper unsern sterblichen sinnen offenbaren. Ist nicht die ganze sichtbare natur das symbol und die verhüllung des unsichtbaren und unendlichen?“ Man wirft ihm vor: „Muss denn ein dichter ein mystiker werden und Kant studieren, ehe er verse schreiben will?“ Und nun giebt Dalbrook eine antwort, die Carlyle's verhältnis zu Kant bezeichnete: „Vieles von dem, was Kantisch sein soll, ist bloss der wissenschaftlichere ausdruck für das, was alle wahren dichter und denker, ja alle guten menschen mehr oder weniger deutlich zu allen zeiten gefühlt und bestätigt haben.“

Das nächste sechste kapitel spielt in der gemäldegallerie des schlosses, wo sich übrigens auch Edmund Walter, der angebliche bräutigam der Jane Montagu, ganz unmotiviert eingefunden hat. Man macht vor einem bilde Cromwells rast, das der kriegerisch gesinnte, aber unbedeutende Walter lebhaft beschreibt. Für die geschichte der rettung Cromwells durch Carlyle ist die stelle bezeichnend: schon damals hatte es der Puritaner ihm angethan, aber Carlyle-Wotton, der seine ansicht über den verketzerten königsmörder noch nicht selber zu vertreten wagte, überliess die verteidigung vorderhand dem patriotischen offizier Walter. Das portrait wird mit jener seelenkenntnis geschildert, die Carlyle immer bei der beschreibung von bildern bewährte. Walter betont die kraft, die Cromwell vor den Stuarts voraus hatte, und bemerkt in seinen zügen: „a fiery strength, nay a grandeur as of a true hero.“ Wotton, im stillen gleicher meinung, sagt zwar von dem Stuart: „in his history there is much to pity but little to admire“, aber er geht um ein offenes bekenntnis

¹⁾ Life of Schiller 177. — E 1, 49.

noch herum: „es ist verkehrt, den geist der kraft, bloss als solche betrachtet, zu verehren, aber die kraft ist ein bestandteil der erhabenheit, und diese nimmt uns viel eher gefangen.“ So suchte sich Carlyle noch ein wenig gegen die neuen und besseren einsichten, die ihm gekommen waren, zu verschliessen und in dem romane sich gleichsam mit sich selber auseinanderzusetzen, indem er das pro und contra auf zwei personen seiner erzählung verteilte. — Bei einem abendritt in die umgegend trifft Wotton zwei reiter mit einer dame, eben seiner Jane Montagu, die er dann in die nahe stadt begleitet.

Das letzte und siebente kapitel bringt endlich die geschichte der Jane, die den früheren liebhaber am anderen morgen zu sich bescheidet, um für immer von ihm abschied zu nehmen. Jane bewahrt nur unklare erinnerungen an ihre ersten, in glücklicherer umgebung verlebten jahre: „Dann verlor ich meine eltern, wie, das habe ich niemals erfahren, irgend ein schwarzes geheimnis waltet über ihren geschicken, und wenn ich danach fragte, deutete man mir an, stille zu sein.“ Das klingt nach Goethe's: „Heisst mich nicht reden, heisst mich schweigen.“ Mit ihrer tante lebte Jane Montagu eine zeitlang in der Schweiz, in Vevey; später wollte sie: „a Corinna, a poetess, an intellectual woman“ werden. Das stimmt alles zur Miss Welsh, die sich auch in der Schweiz aufgehalten und ähnlichen bestrebungen gehuldigt hatte. Nach England zurückgekehrt, lehnt sie die werbungen des Edmund Walter ab. Ein sohn der tante, Jaspar, kommt aus Indien, um Jane's freund und bruder zu sein. Sie und die tante ziehen nach Schottland, „to the spot you know so well, dear land“ sagt Jane zu Wotton und damit bricht der roman plötzlich ab. Am ende war Jane das mignonhaft vermisste kind des schlosses, das Wotton im weiteren verlauf der erzählung etwa zurückgeführt und zum dank doch noch hätte heiraten dürfen. —

Carlyle hatte die herrschaft über sein von romantischen einfällen durchzogenes material schliesslich ganz verloren. Die vielen menschen im schlosse verwirrten ihn; er wusste den meisten nichts besseres als eine statistenrolle zu geben. Von dem im anfang wichtig eingeführten Bernard Swane ist nachher nie wieder die rede. Das werk war ohne wärme gedichtet, ganz unreif und der 32 jahre seines verfassers kaum würdig. Es fehlte ihm an phantasie, um etwas erlebtes auch interessant

wiederzuerzählen; die kapitäl schieben sich mühsam durcheinander, und an den vielen gesprächen erstickt die handlung. Nicht der titelheld, sondern eine nebenperson, Dalbrook, muss die deutschen anschauungen Carlyle's verfechten. Er trägt seine meinung ohne die spätere durchschlagende sicherheit vor: er lässt die eigene ansicht deshalb in seinem romane neben andern, scheinbar gleichberechtigten auftreten, statt sie kurz entschlossen obenan zu stellen.

Der poetische versuch mit dem Wotton Reinfred war wenig glücklich und ermunternd ausgefallen, und die lange weile des werkes mochte auch auf dem dichter selber lasten. Dem grossen willen entsprach nur eine kleine kraft, die aber von jetzt an rasch zunahm und in wenigen jahren schon etwas für die weltliteratur zu leisten bestimmt war. Der „Sartor Resartus“ hat eine menge von vorstudien gekostet. Das material blieb sich zum teil gleich, denn gedanken und situationen wurden aus dem „Wotton Reinfred“ einfach in den späteren roman hinübergelegt, aber die darstellung hatte sich mittlerweile lebhaft und originell zu ihrem ungeheuren vorteil verändert.

Wie ungünstig nun auch die gegenüberstellung ausfallen mag, so müssen wir geschichtlich den Wotton Reinfred doch mit den „Lehrjahren“ des Wilhelm Meister vergleichen, weil Carlyle zu lange bei diesem werk verweilt hatte, als dass er sich beim eigenen schaffen davon hätte unabhängig machen können. Eine ausführliche erörterung der Goethe'schen romane ist aber auch wegen des grossen einflusses, den die „Lehr- und Wanderjahre“ auf Carlyle's geistiges leben überhaupt ausübten, geboten.

In der anlage und in der erfindung, selbst in den örtlichkeiten des Reinfred verrät sich das fremde vorbild. Die besitzungen des grafen und des Lothario, wo sich Wilhelm Meister und seine schauspieler versammeln, sind zum schloss des Herbert umgebaut, das freilich von einer gewählten und nicht so lebenslustigen gesellschaft, wie es die Goethe'sche truppe ist, bewohnt wird. Wenn Jane in begleitung zweier reiter dem Wotton im walde begegnet, so hat dabei die bedeutungsvolle scene aus dem vierten buch eingewirkt, wo Wilhelm nach dem überfall der räuber von der schönen amazone mit ihrem stabe von kavalieren begrüsst wird. Mignons schick-

sale sind von der Jane Montagu wiederholt, nur weiss die lady im leser lange nicht ein so tiefes interesse wie Goethe's einfaches mädchen zu erwecken, das mit der leise verkündeten sehnsucht nach dem fernen lande seiner geburt wie eine fremde traumhafte erscheinung an der seite des harfenspielers den roman durchwandert. Goethe hatte in der Mignon person und geheimnis so innig mit einander verschmolzen, dass man am schlusse eine aufklärung über die herkunft des mädchens kaum noch erwartet. Denn ihre gegenwart allein wirkte schon so lieblich und so kräftig, dass alles äusserliche, die frage nach den eltern oder der heimat, bei diesem holden wunder der natur fast überflüssig und gleichgiltig erschien. Nur dadurch brachte es Goethe fertig, die unnatürliche spannung zu beseitigen, die ein ungeschickter dichter mit der technik des geheimnisvollen unwillkürlich hervorruft, wenn er, wie Carlyle, die akten seiner heldin erst ganz am schluss auseinander-schlägt.

Mignon, von der Carlyle sehr viel hielt, und später die Ottilie der Wahlverwandtschaften, die er ja auch gelesen hatte, gehören einem mädchentypus an, den Goethe bei seinem angeborenen verständnis für das weibliche natürlich längst vor seinen beziehungen zu Minna Herzlieb poetisch erfasst hatte. Mignon ist gewiss unreifer als Ottilie und ihre knabenhaften neigungen, die, sobald sie zum bewusstsein ihrer weiblichkeit erwacht ist, wieder verschwinden, scheinen zuerst fast auf eine schwester des Klärchen aus dem Egmont zu deuten. Erst später legt sich über ihr wesen jenes schweigen, ein unausgesprochenes erleiden, die demut und die widerstandslosigkeit. Ottilie und Mignon sind geistig schwerfällig veranlagt, sie sind dienende naturen, bei beiden giebt die handschrift zu tadeln anlass, bis sich Ottiliens schriftzüge endlich durch Eduards einfluss verbessern. Beide sind unglücklich und vom schicksal gezeichnet: Mignon in ihrer unerwiderten und Ottilie in ihrer erwiderten neigung zu dem verheirateten manne, jede geht einem einsamen tode entgegen. Auf die beiden schönen „himmlischen kinder“, wie sie Goethe nennt, senkt sich schon vor dem sterben, in den „lebenden bildern“, die sie stellen, ein verheissungsvoller glanz aus jener herrlichkeit, zu der sie eingehen sollen. Mignon im weissen gewand, die lilie in den händen, kommt den kleinen ihrer umgebung

wie „ein engel“ vor; und Ottilie verkörpert bei der weihnachtsfeier in Eduards hause eine rührende muttergottes an der krippe ihres kindes. Auch das leichenbegängnis hat Goethe hier wie dort besonders feierlich dargestellt. Ottilie bleibt noch lange in einem fortdauernd schönen, mehr schlaf- als totenähnlichen zustande liegen, und formen und farben von Mignons körper werden durch den eingeträufelten balsam künstlich erhalten, gerade als ob Goethe sich an den gedanken der verwesung bei diesen lieblichsten seiner geschöpfe nicht hätte gewöhnen mögen. Zu Ottiliens leiche wallfahren die leute wie zu den resten einer heiligen; Mignon wird mit einem weihgesang zu grabe getragen. Von solchen rein poetischen elementen ist aber Carlyle's Jane Montagu ganz frei.

Der Wotton Reinfred beschränkt sich — er ist freilich auch wesentlich kürzer gehalten — nur auf wenige personen, die einander sonst völlig gleich, sich bloss nach ihren wortreich vorgetragenen anschauungen unterscheiden. Wie Wilhelm Meister seinen freund Werner, so hat Wotton den guten Bernard zur seite. Aber das personal Goethe's griff in seiner ausdehnung und vielseitigkeit fast auf alle menschlichen verhältnisse über: zuerst der begüterte kaufmann, dessen sohn in der welt die sonst nur reichen adligen zugänglichen kenntnisse und erfahrungen gewinnen soll, und zwischen den beiden sesshaften ständen, dem bürger und edelmann, das unruhige volk der künstler, die den jungen bildungsreisenden in ihre schule nehmen, endlich offiziere und fürstlichkeiten, bis hinauf zum prinzen, der beim Lothario quartier bezieht. Neben diesen männern wirkt eine reihe von frauen mit, die bedeutung nicht so sehr den ständen als ihrem wesen nach unterschieden sind: dem leichtsinn und der schelmenhaftigkeit Philinens und Mariannens stehen die bekenntnisse der schönen seele gegenüber. Dabei hat Goethe alle verfänglichen elemente sicher gebändigt: eine trauer, wie eine ahnung ihres frühen todes und eine gewisse seelische verzweiflung über ihre eigene verlorene stellung, liegt über der Marianne. Philine wird bei allen ihren abenteuern nie von der grazie verlassen und bewegt sich gerade ausserhalb der sitte mit solchem anstand, dass man ihr das flüssige lebenselement, wie dem fisch das wasser, schon zugestehen muss. Die frauen sind es auch, die bei allen wichtigen abschnitten in Wilhelm Meister's leben

hervortreten und demgemäss auch fast immer am schlusse der einzelnen bücher das wort behalten. Wilhelms erzwungener abschied von Marianne, die adoptierung Mignons, die liebe zur gräfin, das versprechen von Aurelie, die bekenntnisse, die aufnahme seines natürlichen sohnes und die heirat mit Natalien, das sind die acht stationen, die der lehrling zu passieren hat.

Wilhelm Meister wird durch anschauungen gebildet, er sieht auf den brettern und in der wirklichkeit handlungen vor sich gehen, nach denen sich sein charakter formt. Menschen kommen ihm entgegen und gruppieren sich um ihn her, einzeln, wie Mignon und der alte, oder in scharen, wie Melina's truppe, der er sich als hauptmann mit ähnlichen schwüren wie Karl Moor seinen räuber für immer verpflichten möchte, bis Goethe ihn mit leiser ironie von dem lächerlichen eid wieder befreit hat. Er macht alle menschlichen empfindungen durch; die rolle eines verliebten jünglings vertauscht er vor Mignon und Felix mit der eines freundes und vaters, um endlich am schluss von aller wildheit und unbeständigkeit geheilt, eine rechte ehe mit Natalie einzugehen. Die entwicklung Wotton Reinfred's läuft dagegen in anderen bahnen. Er selber ist ein einseitiger, unglücklicher geselle, dem ausser denen des jammers keine anderen töne mehr zur verfügung stehen. Er bildet sich nur durch das studium der bücher und durch gespräche mit leuten fort, die noch etwas mehr wie er gelesen haben. Wilhelm Meister handelt, während Wotton Reinfred bloss hört und denkt. Die philosophie, die Carlyle's buch vorträgt, sucht sich nach der wahrheit und dem kern der von den sinnen uns vorgetäuschten erscheinungen mühsam durchzutasten. Goethe aber bleibt im kreise des sichtbaren, er zeigt erst die welt und giebt dann seine meinung über sie ab, er äussert reizvolle beobachtungen über die bewegungen der stände und freut sich seines hohen poetischen berufes, indem er in der prosa des Wilhelm Meister die verse aus dem vorspiel des Faust: „Des menschen kraft im dichter offenbart“¹⁾ noch einmal wiederholt.²⁾ Die irdischen verhältnisse

¹⁾ Vgl. SR 201. „What too are all Poets and moral Teachers, but a species of Metaphorical Tailors? Touching which high Guild the greatest living Guild-brother has triumphantly asked us: 'Nay if thou wilt have it, who but the Poet first made Gods for men; brought them down to us; and raised us up to them'.“

²⁾ W. Meister Lehrjahre II, kap. 2: „Er

liegen offen vor Goethe's augen da. Er will nicht mit schlaglichtern, wie gott, glauben und unsterblichkeit, das leben von oben herab verklären, sondern es von innen heraus erhellen, und das „schicksal“, von dem sich Wilhelm beherrscht wähnt, löst Goethe für uns anschaulich in die drei männer des turmes auf. Es waltet über aller handlung eine wunderbare sicherheit und der glaube an die souveränität des menschen, der auch, wenn er es sich selber noch nicht zuzugestehen wagt, doch überall seines schicksals schmied ist, und wo er sich von geheimnisvollen mächten geleitet glaubt, sich in wirklichkeit selbst die bahn gebrochen hat. Es ist jenes feste vertrauen, das Goethe bei dem übermass seiner kräfte von jugend auf in sich selber gesetzt hatte, und das er, bei aller sonstigen problematik ihrer naturen, auch seinen beiden besten helden, dem Faust und Wilhelm Meister, verlieh.

„Ein guter mensch in seinem dunklen drange
Ist sich des rechten weg es wohl bewusst“,

damit weist der herr im prolog den mephisto zurück, der an Faustens glücklichem ausgang zweifelt. „Dieser falsche entusiasmus müsse zu überwältigen und ein so guter mensch auf den rechten weg zu bringen sein,“ meint Werner bei den verrirungen seines freundes Meister; und Natalie sagt: „Ein kind, ein junger mensch, die auf ihrem eigenen wege irre gehen, sind mir lieber, als manche, die auf fremdem wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst, oder durch anleitung den rechten weg, das ist den, der ihrer natur gemäss ist, so werden sie ihn nie verlassen; anstatt dass diese jeden augenblick in gefahr sind, ein fremdes joch abzuschütteln, und sich einer unbedingten freiheit zu übergeben.“ Und wie die gnade dem Gretchen verzeiht: „Sie ist gerettet“, und andere kräfte am schlusse des zweiten teils dem Faust vergeben:

So ist es die allmächtige liebe
Die alles bildet, alles hegt ..

(der dichter) sieht das gewirre der leidenschaften, familien und reiche sich zwecklos bewegen; er sieht die unauflölichen rätsel der missverständnisse Und so ist der dichter zugleich lehrer, wahrsager, freund der götter und der menschen“ Carlyle, W. M. A(pprenticeship) 1, 69 übersetzt: „And thus the poet is at once a teacher, a prophet, a friend of gods and men.“

Gerettet ist das edle glied
 Der geisterwelt vom bösen:
 Wer immer strebend sich bemüht,
 Den können wir erlösen,“

ebenso wird auch dem Wilhelm Meister im turme verkündigt: „Du bist gerettet und auf dem wege zum ziel“. Denn Goethe, der optimist, wenn man so sagen darf, glaubte unerschütterlich an das gute, das sich aus der kreatur nach allem irren und fehlen nur desto heller offenbaren würde; statt der verdammung wollte er die erlösung; und statt auf den vom klerus hier nach der hölle und dort nach dem himmel vorgeschriebenen wegen sah er vielmehr die menschen in einem einzigen grossen ungeteilten zuge gott und dem lichte entgegenziehen. Das war die frohe botschaft neuer zeiten, die Goethe hier seinen über alle welt verstreuten genossen, auch dem Engländer Carlyle, als die schönste frucht deutscher renaissance bot, die um die wende des 18. und 19. jahrhunderts aus der vereinigten klassischen und modernen bildung aufgeschossen war. Das gehörte mit zu jenen grossen erspriesslichen gedanken, von denen H. Taine gesagt hat: „Von 1780—1830 hat Deutschland die ideen unsres zeitalters hervorgebracht, und während eines halbjahrhunderts, vielleicht während eines jahrhunderts, wird es unsre sache sein, sie nachzudenken.“

In den „Bekanntnissen der schönen Seele“, denen die erzählung ganz allmählich zustrebt und wofür die vorbereitungen von langer hand getroffen worden sind, gipfelt der roman. Die neue aussicht öffnet sich nicht plötzlich; scheinbar ganz ausserhalb des werkes liegend, sind die „Bekanntnisse“ doch eng mit ihm vernietet. Für das ganze haben sie eine tiefe, symbolische bedeutung: sie bilden in der mitte des romans die stätte der erholung, wo der sinn von der unrast des theaterlebens weg auf stille religiöse gebiete verwiesen wird. Aber auch innerhalb der „Bekanntnisse“ selber ist noch ein übergang ruhig vermittelt worden: denn die „schöne seele“ macht zuvor lustig die fahrten ins leben mit, sie hat also auf ihre weise, gleichsam im kleinen, die sechs bücher des grossen romans zu rekapitulieren, ehe sie in dem letzten teile ihrer bekanntnisse bekehrt wird. Nun klärt sich das gewölk und durch die reinen lüfte klingen die glocken von den türmen.

Auch Wilhelm Meister, der jetzt den schwierigsten und trübsten teil seiner lehrjahre hinter sich hat, darf fortan im lichte wandern. So wird der grosse roman nicht, wie Goethe's jugenddichtung, der Werther, in einer einzigen unaufhörlichen steigerung bis an das ende fortgeführt, sondern das werk erhebt sich bis zur mitte, bis zu den „Bekanntnissen“, um dann zum schluss sich nur wenig unter diese einmal erreichte höhe wieder zu senken.

Carlyle war vornehmlich von der frommen entsagung der „schönen seele“ erbaut; aus dem schatz ihrer pietistischen anschauungen aber wurde die eine oder andere später auch fruchtbar für seine philosophie: „Sie sah den körper selbst als ein ihr fremdes wesen an, wie man etwa ein kleid ansieht: . . . Der körper wird wie ein kleid zerreißen, aber ich, das wohlbekannte ich, ich bin.“ „She looked upon the body as a foreign substance, as we look upon a garment ... the body too will fall to pieces like a vesture, but I, the well-known I, I am.“¹⁾

Von Deutschland selber bekam Carlyle aus dem Wilhelm Meister eine andere und bessere vorstellung, als sie damals in England gang und gäbe war, wo man sich nach den leichten, auf dem Wiener kongress errungenen erolgen über das vermeintlich schwache und nachgiebige nachbarvolk wohl herzlich täuschen mochte. Denn Goethe trat nicht bloss als mensch und weltbürger, sondern ganz entschieden auch als ein Deutscher auf und wollte in seinem buche freimütig neben den schwächen erst recht die stärken seines volkes bereden dürfen. — Der „patriotismus“ unserer klassiker deckt sich nur scheinbar nicht ganz mit den wünschen des volkes. Die beiden dichter wollten den geräuschvollen teutonismus Klopstock's und der Hainbündler aus den 70 er jahren des vorigen jahrhunderts deshalb nicht fortsetzen, weil ihr Deutschtum viel zu eigenkräftig und viel zu neu und schlicht war, um sich in den auffälligen, den alten Barden entliehenen gewändern noch wohl zu fühlen. Wie mächtig aber musste doch das bild und das ideal eines Deutschen erweitert werden, wenn zwei männer, wie Goethe und Schiller, die besten kräfte und die edelsten züge ihres wesens — die beharrlichkeit, den mut und die universalität — nicht

¹⁾ W. M. Apprenticeship II, 119.

als ihren individuellen besitz betrachteten, sondern zu allgemeinen eigenschaften des deutschen volkscharakters abstempelten und damit ihrer nation die grössten ziele steckten. Das zeigt Goethe's roman auch im kleinen: „Er war am ende doch ein Deutscher und diese nation giebt sich gern rechnenschaft von dem, was sie thut,“ heisst es von Wilhelm und „wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiss,“ tändelt der blonde Friedrich. Das alter des „mannes von 50 jahren“ in der novelle der wanderjahre wird freundlich beleuchtet: „das ist immer noch nicht gar zu viel für einen Deutschen, wenn vielleicht andere lebhaftere nationen früher altern,“ und an einer andern stelle werden von Goethe die „guten lehranstalten“ gerühmt, „die in Deutschland blühten und wo für den ganzen menschen, für leib, seele und geist möglichst gesorgt wird.“¹⁾ Das schienen unbedeutende erwägungen, die aber doch fruchtbar in die seele des fremden fielen. Wenn Wilhelm Meisters träume von einem „deutschen nationaltheater“ gleich nicht in erfüllung gingen, so behielt die absicht Goethe's doch ihren wert; sie deckte sich mit Schiller's wunschen aus dem jahre 1784, der auch nicht den einfluss einer guten stehenden bühne auf den geist der nation unterschätzte: „Nationalgeist eines volkes nenne ich die ähnlichkeit und übereinstimmung seiner meinungen und neigungen bei gegenständen, worüber eine andere nation anders empfindet. Wenn wir es erlebten, eine nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine nation. (Schaubühne als moralische anstalt.)“ — Die stimmen der frauen fallen dem Wilhelm Meiser bei: „Was waren die Deutschen“, sagt Aurelie, „damals nicht in meiner einbildung, was konnten sie nicht sein. Zu dieser nation sprach ich . . . Lothar hatte mir immer die Deutschen von der seite der tapferkeit vorgestellt und mir gezeigt, dass keine bravere nation in der welt sei, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste eigenschaft eines volkes niemals gedacht zu haben. . . . So jung er war, hatte er ein auge auf die hervorkeimende, hoffnungsvolle jugend seines vaterlandes, auf die stillen arbeiten in so vielen fächern beschäftigter und thätiger männer. Er liess mich einen überblick über Deutschland thun, was es sei

¹⁾ Von Carlyle (Travels 172) emphatisch übersetzt: „those Institutions, which still flourish in Germany, and where charge is taken of the whole man, and body, soul and spirit are trained with all attention.“

und was es sein könnte, und ich schämte mich“ Es ist das Deutschland des 18. Jahrhunderts, das Goethe schildert, im Stadium seiner Vorbereitung für die grossen Aufgaben kommender Zeiten; noch tobt der Kampf der Sprachen, so dass Aurelie ihren Abscheu gegen fremdländische Ziererei in das kräftige Wort, „ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele,“ zusammenfassen muss, aber von ferne lässt Goethe doch auch schon die Hoffnung künftiger Einheit und Herrlichkeit winken.

Besonders wurde Carlyle durch die enthusiastische Aufnahme gewonnen, die seinem Dichter Shakespeare im „Wilhelm Meister“ freimütig bereitet worden war. Eine so eingehende Betrachtung des Hamlet war man nicht einmal in England, geschweige denn von Ausländern gewohnt; noch in dem Shakespeare-Vortrag der Hero-Lectures sprach Carlyle es sehnsüchtig aus: „Had we all his (Shakespeare's) plays reviewed as Hamlet in Wilhelm Meister is!“¹⁾

Carlyle nahm manches, das doch längst der Litteratur seines eigenen Landes angehörte, wie etwas Neues aus den Händen der Deutschen wieder in Empfang. Der Ausspruch Pope's, dass des Menschen Studium der Mensch ist, wurde erst aus der Fassung heraus, die Goethe diesem Gedanken in seinem Roman gab, von Carlyle nutzbar gemacht: „The great *Herr Minister von Goethe* has penetratingly remarked that 'Man is properly the only object that interests man' ... Man is ever the prime object to man.“²⁾ Goethe wusste ihm auch einige feine Züge in den Dramen Shakespeare's zu deuten: „Welche rührende Beispiele von treuen Dienern, die sich für ihren Herrn aufopferten! Wie schön hat uns Shakespeare solche geschildert! Die Treue ist in diesem Falle ein Bestreben einer edlen Seele, einem Grösseren gleich zu werden. Durch Fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener seinem Herrn gleich..“

¹⁾ Vgl. L 147, 149, 1838: „The Germans have long been as enthusiastic admirers of him (Shakespeare) as ourselves, and often more enlightened and judicious ones, for there the highest minds have occupied themselves with criticism of Shakespeare. One of the finest things of the kind ever produced is Goethe's criticism on Hamlet in his *Wilhelm Meister*.“ „I may call it the reproduction of Hamlet in a shape addressed to the intellect, as Hamlet is already addressed to the imagination.“

²⁾ SR 51. 79.

Eine solche anähnlichung der herrschenden und beherrschten verlangte Carlyle später in seinem idealstaate, wo der „hero-worshipper“, mit dem „hero“ durch das gefühl wahrer treue verbunden, seinem herrn eben dadurch innerlich gleich gemacht wird. Was Shakespeare im 16. jahrhundert dichterisch dargestellt, und was Goethe's ästhetische kritik im 18. jahrhundert an ihm gerühmt hatte, — das lieferte schliesslich im 19. jahrhundert mit eine der grundlagen für die staatslehre Carlyle's. Und wie hier bei Goethe, so begegnete er der englischen litteratur auch bei den übrigen deutschen dichtern. Klopstock verkündete Milton's und Lessing Shakespeare's lob; Schiller bearbeitete den Macbeth und Othello, und Jean Paul, der in seinen oft anekdotischen sammlungen ähnlichen romanen viel von englischen gebräuchen auszubieten hatte, war mit den humoristen des 18. jahrhunderts, Smollet, Sterne und Fielding vertraut, vor allem waren jene worte aus dem Tempest:

„We are such stuff
As dreams are made of: and our little life
Is rounded with a sleep!“

schöpferisch in das leben Jean Paul's gefallen, aus dessen notizen Carlyle hinwieder mehrmals die verse Shakespeare's beglückt von dannen trug: „Rounded with a sleep (*mit schlaf umgeben*) says Jean Paul; these three words created whole volumes in me.“ — „The passage of Shakespeare“, says he, „rounded with a sleep (*mit schlaf umgeben*)“, in Plattner's mouth created whole books in me.“ Und als Carlyle später im „Sartor“ über das kommen und gehen der menschen sprach: „O Heaven whither? Sense knows not; Faith knows not; only that is through Mystery to Mystery, from God to God“, schloss er selber mit dem berühmten verse Shakespeare's: „we are such stuff . . .“ ab.¹⁾

Für die künstlerische bildung Carlyle's, der sich mit seinem „Sartor Resartus“ bald den grossen humoristen der weltlitteratur anschliessen sollte, sind jene humoristischen elemente wichtig, wie sie sich unter anderem in den ersten neun kapiteln des „Wilhelm Meister“ verraten. Goethe wollte ja zuerst seinen roman im stil der englischen und deutschen lebens-

¹⁾ E 3, 54; 4, 196. SR 185.

geschichten mit der geburt des helden beginnen, er entschied sich später aber für einen andern anfang, für denjenigen zeitpunkt, wo Wilhelm Meister jüngerling und liebhaber und damit menschlich interessanter geworden ist. Um aber Wilhelms neigung zur bühne zu begründen, durfte Goethe die theater-spiele in dessen kindheit, die ja erst als etwas gegenwärtiges sollten vorgetragen werden, doch nicht schlichtweg übergehen. Er lässt deshalb den Wilhelm nachträglich der geliebten von seinen ersten theatralischen versuchen erzählen. Für die motivierung seiner spätern schauspielerei ist dieser vortrag also unbedingt nötig, dessen zahllose kleinigkeiten aber Mariannen und der alten Barbara ebenso wie dem leser manchmal reizlos scheinen wollen. Um nun unsere aufmerksamkeit für das etwas trockene material, das ja nur dem verständnis des romanes dient, rege zu erhalten, zeigt Goethe seinen arglosen Wilhelm während der mit aller biederkeit und vielem umstand aufgetischten erzählung von dem David- und Goliathspiel und von der Tassoaufführung usw., ohne sein wissen gleichzeitig in der komischen rolle des ungeschickten jüngerlings, der die geliebte mit seinen kindischen geschichten ernsthaft langweilt. Nun haben die leser, die auch durch Wilhelms eifer ermüdet worden sind, doch den ausblick auf das, was die erzählung bei den zuhörern im roman bewirkt, die uns Goethe ja zwischendurch immer wieder zeigt: — Marianne sitzt an Wilhelms seite: während einer pause heuchelt sie etwas beifall, so dass Wilhelm desto mehr begeistert in seiner geschichte fortfährt. Zu anfang des achten kapitels fallen ihr bereits die augen zu, bis sie bei den bewegungen und der erhöhten stimme des vortragenden wieder aufwacht, „sie verbarg durch liebkosungen ihre verlegenheit; denn sie hatte auch nicht ein wort von dem letzten teil seiner erzählung vernommen“. Bloss die alte Barbara hatte zugehört, aber nicht aus interesse, sondern um ungestörter dabei zu trinken: „Ich habe noch eine flasche in reserve, und wer weiss, ob wir bald wieder so ruhig und zufrieden zusammen sitzen“; so genießt sie „den überrest des weins mit gutem bedacht“. Als Wilhelm endlich noch von einem jugendgedicht anfängt, wo er die junge muse der tragischen kunst mit einer anderen älteren, die das gewerbe darstellte, um seine person hatte zanken lassen, — „ihr sollt es sehen, um der furcht, des abscheues, der liebe und der

leidenschaft willen, die darin herrschen“, — merkt er nicht die ungewollte, versteckte anspielung auf seine jetzigen verhältnisse, wo er wieder zwischen zwei frauen, einer jungen und einer alten, sitzend, in dieser situation zu einer gelungenen parodie seiner eigenen hochtrabenden verse geworden ist. — So hatte Goethe, während er dem höheren zwecke des romans gemäss, weitläufig das vorleben des helden ausführte, den leser zugleich mit heiteren bildern für die erzwungene aufmerksamkeit entschädigt. Diese einleitenden kapitel sind aber auch ein beweis für die objektivität Goethe's, der unter dem personal seines romans niemanden bevorzugte, der überall in der welt die individualitäten schätzte und auch hier jeden ganz das wollte darstellen lassen, was er in wirklichkeit war.

Diese gerechtigkeit und vorurteilslosigkeit liess Goethe bei allen personen seines werkes walten, auch bei den kindern, die er darzustellen hatte; und grade da pflegten sich ja die dichter seiner zeit am ehesten mit unwahren sentimentalitäten zu versündigen, weil sie in den kindern nicht die werdenden menschen in ihrer schwäche und stärke, sondern lieber ganz unwahrscheinliche frühe heilige sehen und darstellen wollten. Goethe malt dagegen den kleinen Felix so, wie kinder sind, und erzählt neben vielen guten zügen auch, dass er unter umständen frösche totschiagen und schmetterlinge grausam zerrupfen konnte. Das fiel dem empfindlicheren Carlyle — wohl unangenehm — auf, denn noch 1849 spielte er in „The Nigger Question“ auf diese stelle an: „Simple persons, — like Wilhelm Meister's Felix flying at the cook's throat for plucking pigeons, yet himself seen shortly after pelting frogs to death with pebbles that lay handy, — will agitate their caucuses.“¹⁾

Mit feinem humor ist auch die schauspielertruppe behandelt. Immer beweglich, bald lachend, bald weinend, von den vorurteilen anderer umgeben, selber einer klaren beurteilung der welt unfähig, — ist dies völkchen noch dazu einem führer wie Wilhelm Meister unterstellt, der sich selbst nicht zu führen weiss. Er giebt eine rolle, die ihm zu gross ist. Er will alles besser wissen und alles schon voraussehen, um von den ereignissen nachher immer in's gegenteil geführt zu werden. So überredet er seine schar, mit ihm den weg durch ein

¹⁾ E 7, 98.

unsicheres, bedrohtes gebiet einzuschlagen. Die aussicht auf die gefahr macht das unternehmen für alle reizvoll, bis sie von banditen überfallen, nachher den voreiligen Wilhelm dafür ausschelten. Er verspricht nun, auf ewig bei ihnen zu bleiben, aber muss diesen schwur später wieder zurück nehmen. Ein fiasko folgt dem andern: „Ich wünschte nur, dass das theater so schmal wäre, als der draht eines seiltänzers,“ so redet Wilhelm als neuer direktor seine leute an, „damit sich kein ungeschickter hinaufwagt, anstatt dass jetzo ein jeder sich fähig genug fühlt, darauf zu paradieren.“ Dabei ist Wilhelm selber nur ein mässiger schauspieler. Aber gerade an solchen gegensätzen erzeugt sich unwillkürlich die stimmung des humors: an diesem widerspruch zwischen dem grossen guten willen und den bescheidenen wirklichen kräften eines menschen, der das missverhältnis in seiner verblendung nicht einsieht.

Die erziehung Wilhelms durch das theater war ein glücklicher gedanke, der nicht bloss den interessen der damaligen zeit entsprach. Wilhelm muss mit dem theater, als einem „bild des lebens“, erst vertraut werden, ehe er dem leben selber zugeführt wird. Sein weg geht von der kleineren zur grösseren bühne, vom schauspielhaus in die welt. Aus einem jüdling, der vieles will und wenig kann, wird nun ein mann, der viel kann und der wenig will. Den romantischen verband, in dem er mit Mignon und dem harfner stand, löst die familie ab, die gattin und der sohn, Natalie und Felix. Aus dem un-steten gesellen, der fern von der heimat sich auch ausserhalb aller gesetzlichen und natürlichen verpflichtungen gestellt hatte, wird ein mann, in dessen inneren und äusseren an-gelegenheiten die ordnung herrscht —, wie sich Goethe selber von „den dämonisch-genialen wilden scharen“ seiner jugend getrennt und an das haus gewöhnt und in dieser eigenen kleinen welt alles gefunden und umfassen hatte. So kann er den Wilhelm Meister, der in der fremde die schulden seines vaters einkassieren sollte, mit dem sohn des Kis vergleichen; wie dieser statt der eselin ein königreich fand, so hat Wilhelm, der endlich sich selbst entdeckte, eben damit auch den unschätzbaren besitz gewonnen, den es für ihn auf dieser erde gab.

Eine umsichtige komposition im sinne Goethe's lag Carlyle in seinem romane „Wotton Reinfred“ fern. Die einzelnen

partien desselben fallen auseinander, und bild wird auf bild ohne inneren zusammenhang geschoben, und von einem geflecht von motiven, das die kapitel kunstvoll verbände, ist gar keine rede. Goethe dagegen beherrscht überall die situation. Was einmal in den acht büchern seines romans lebendig ward, das kann nicht wieder verloren gehen, und macht, als kleines glied des grossen ganzen, seine wirkungen bis in die fernste peripherie ebenso fühlbar, wie es selber auch wieder von den entlegensten teilen mitbestimmt wird. Alles steht in beziehung auf einander, stützt und trägt sich gegenseitig. Während Carlyle in den einzelnen abteilungen seiner novelle nur flüchtig verweilte und in der letzten schon nicht recht mehr daran dachte, was er in der ersten gethan hatte —, wusste Goethe doch fortwährend von jedem plätzchen in seinem werke bescheid: er konnte seiner schaffenden phantasie den bau des romans in jedem augenblick sowohl in seiner totalität wie in den einzelheiten vorführen. Goethe erzählt im „Wilhelm Meister“ nichts, das als nebensache etwa für sich allein stünde und über den organismus des ganzen überflüssig wegrankte. Wenn er z. b. die unart des jungen Felix rügt, der lieber aus der flasche statt aus gläsern trinkt, so rettet eben diese üble manier später dem kleinen mann das leben, als er, sich selber überlassen, das glas des harfners mit dem giftigen getränke in frieden lässt und seinen durst dafür aus der karaffe löscht.

Goethe vergisst nicht, auf die allererste begegnung Wilhelms mit Philine wieder anzuspielen, die ganz am anfang des romans durch blumen vermittelt ward, die der blonde Friedrich ihr bringen musste —, wenn Wilhelm sich am schlusse mit Friedrichs schwester Natalie vermählen will: „Als wir bekantschaft machten, als ich euch den schönen strauss abforderte, wer konnte denken, dass ihr jemals eine solche blume aus meiner hand empfangen würdet.“ Und wenn Marianne auch schon im ersten buche aus dem verband der lebendigen des romans austritt und im zweiten, das mehrere jahre später spielt, schon längst gestorben ist, sehen wir ihren schatten doch noch oft an den wänden entlang gleiten und die tote in den träumen und erinnerungen der hinterbliebenen wieder auferstehen; ihre dienerin Barbara erzählt erst im siebenten buch, unter welchen umständen sie gestorben war, so dass auch sie uns eigentlich immer gegenwärtig, und in

den wirkungen, die ihre person über das grab hinaus unter den lebenden hervorrufft, deutlich vor augen bleibt.

Sorgfältig ist auch Mignons tod vorbereitet! denn wenn sie an den wichtigen stationen des werkes mehrmals in krämpfen zusammenbricht, kann ihr ende — sie stirbt an gebrochenem herzen — nicht mehr plötzlich und überraschend erscheinen; und wie in der natur, die keine sprünge macht, so wird hier in der kunst Goethe's ein ereignis aus dem andern abgeleitet.

So an vergangenes stets wieder anknüpfend, erzeugt Goethe in uns allmählich das bewusstsein, dass wir es hier mit einem in sich organisch zusammenhängenden ganzen zu thun haben, das keine willkür duldet. Seine dichtung war das werk eines höchsten künstlerischen verstandes — Carlyle's arbeit dagegen, zu der sich immer schwerer der weg zurückfinden lässt, die leistung eines vorderhand nur mittelmässigen dilettanten.

Carlyle musste aber von diesem roman, der ihn über so viele fremde menschen und dinge aufklärte, trotz des erst schwankenden urtheiles doch gewiss wunderbar berührt sein; auf dem schottischen dorf daheim hatte niemand seinen horizont erweitert, während er selber sich später der Edinburger gesellschaft schliesslich auch nur mit innerem widerstreben anschloss. Frauen waren ihm so gut wie unbekannt geblieben; und hier that sich die gattung plötzlich mit einem reichthum der gestalten auf, den nur Goethe zu beherrschen verstand. Carlyle hatte bislang ja nur von einem menschen in der weiten welt und sonst von niemandem gewusst, und dieser eine war er selbst. Viel mehr personen hat er zeit seines lebens überhaupt nicht wirklich kennen gelernt, weil er sich immer selber im wege stand und alle anderen leute, die nicht genau so waren wie er, in seinen eigenen schatten stellte und dunkel färbte. Er hatte zwar den besten willen, nach Goethe's worten auch „stark und kühn, nicht etwa selbstisch vereinzelt“ dazustehen und sich den menschen zu befreunden; aber mit den jahren ging seine schwache lust und fähigkeit dafür mehr und mehr zurück.

Unter allen lesern nahm der Engländer Goethe's werk wohl am ernstesten auf. Er sang den chor der jünger an Mignons grabe nach: „Der ernst, der heilige, macht allein das leben zur ewigkeit.“ Wilhelm Meister war ein buch, um

seinem dasein einen halt zu geben, denn „dass der irrthum nur durch das irren geheilt werden könne“, hatte der abbé behauptet, auch zum trost für ihn, der darüber fast verzweifelte, dass er in seiner jugend lange genug falsche wege gewandert war: nun fand er die weisung: „Der sinn erweitert, aber lähmt, die that belebt, aber beschränkt!“ Gerade diese mahnung zur beschränkung auf das nächste hatte Carlyle not gethan, der seine traurigen gedanken bisher so nutzlos und unfruchtbar ausschwärmen liess. „Jede art von zweifel kann nur durch wirksamkeit gehoben werden“, „das sicherste bleibt immer, nur das nächste zu thun, was vor uns liegt“, „in Amerika glaubte ich zu wirken, über dem meere glaubte ich nützlich und notwendig zu sein. . . . Wie anders sehe ich jetzt die dinge, und wie ist mir das nächste so wert, so teuer geworden“: Das waren worte Goethe's, mit denen Carlyle's Vita nuova begann, die deutschen ausgangspunkte für weitere, englische unternehmungen; denn: „doubt of any kind can be removed by nothing but activity“, „the safe plan is, always simply to do the task that lies nearest us“, „How precious, how important seems the duty, which is nearest me . . .“¹⁾: In dieser wörtlichen form, wie sie die übersetzung bietet, oder sehr ähnlich umschrieben, kehren die sätze aus dem „Wilhelm Meister“ in Carlyle's schriften immer wieder. Im „Sartor Resartus“, der bald in den vordergrund geschoben, den Wotton Reinfred auch aus unserm interesse verdrängen wird, heisst es: „Into a thought, nay into an Action, existence must be shaped; a wise man teaches us: 'Doubt of any sort cannot be removed by Action' . . . this other precept, which to me was of invaluable service: 'Do the Duty which lies nearest thee, which thou knowest to be a Duty'“ Und „In the words of Goethe: 'do the duty, which lies nearest', — 'the duty nearesthand will show itself in course, so my Goethe teaches'“ verkündete Carlyle in seinen briefen.²⁾ Statt des alten delphischen tempelwortes „Kenne dich selbst“ stellt auch Carlyle als antwort auf die frage seines meisters: „Erkenne dich, was soll das heissen?“ das gebot auf: „Kenne deine arbeit und thue sie“: „the folly of that impossible Precept: Know thyself; till it be

1) W. M. A. 2, 59; 125; 133; 234.

2) F 2, 268; 299.

translated into this partially possible one, know what thou canst work at (Sartor 114)“ — „an endless significance lies in work“. Der hinweis auf Amerika findet sich noch in der energischen schrift des jahres 1840 Past and Present¹⁾: „He knew that his America lay There, westward Ho“.

Vor allem aber war in den Lehrjahren die frage nach der wahren glückseligkeit schon gelöst worden, die Wotton Reinfred im beginn der novelle aufwirft; denn die bitten der leute, eine vorschrift zur glückseligkeit zu erhalten, werden ja von den männern des turmes im „Wilhelm Meister“ einfach unbeantwortet gelassen: „Das überraschte mich sehr,“ sagte Carlyle später in den „Lectures“, „als ich das las. Was, rief ich aus, habe ich nicht danach gejagt mein ganzes leben lang; und wurde ich nicht grade deshalb, weil ich es nirgends fand, so unglücklich und unzufrieden?“ Wahrscheinlich wäre Wotton auch dieser besseren Einsicht zugeführt und damit Carlyle's eigene entwicklungsgeschichte in dem helden ganz wiederholt worden.²⁾

„Gedenke zu leben“: das hatte Goethe im turme der Wanderjahre geheimnisvoll auf der marmorgestalt über dem sarkophage eingraben lassen; auch in den hexametern im „Hermann und Dorothea“:

„Des todes rührendes bild steht
Nicht als schrecken dem weisen und nicht als ende dem frommen . . .
Beiden wird zum leben der tod,“

mahnte Goethe dazu, beim anschauen der vergänglichkeit erst recht das flüchtige dasein zu nutzen und aus der vorstellung des todes die wahre freudigkeit und kraft zum leben zu schöpfen. Dieses motiv kehrt drastischer auch in der geschichte des harfners im „Wilhelm Meister“ wieder, dessen kranke sinne von allem wahn zu genesen versprechen, wenn er ein gläschen mit gift bei sich führen darf: „Die möglichkeit, sogleich die grossen schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir kraft, die schmerzen zu ertragen, und so habe ich,

¹⁾ P. P. 168; 192. — Flügel, Carlyle 232.-

²⁾ L 202/3: „There was one thing in particular which struck me in Goethe: it is in his 'Wilhelm Meister'“ . . . „No man has the right to ask for a recipe of happiness . . . there is something better than that . . . there is no name for it but Pity.“

seit ich den talisman besitze, mich durch die nähe des todes wieder in das leben zurückgedrängt.“

Auch diese höchste weisheit Goethe's, die das alte strenge „memento mori“ widerlegte — teilte Carlyle an entscheidender stelle, am schluss des aufsatzes „Goethe's Portrait“ seinen englischen lesern mit: „Reader, to thee thyself, even now, he has one counsel to give, the secret of his whole poetic alchemy: *Gedenke zu leben!* Yes, 'think of living'. Thy life ... is no idle dream ... Work then even as he has done and does ... “³⁾

Wie Goethe seine eigenen lehrjahre mit einer reise nach Italien abschloss, so weist auch der lebensroman zu guterletzt auf einen neuen schauplatz hin: die aufklärung, die wir über Mignons schicksale und ihre südliche heimat erhalten, hatte schon darauf vorbereitet, bis Wilhelm vom marchese endlich zu einer reise über die Alpen aufgefordert wird, und so die Lehrjahre verheissungs- und bedeutungsvoll schliessen. Die angekündigte reise wird freilich spät, erst mitten in den Wanderjahren angetreten, die aber dadurch doch weiter aus- holen als die Lehrjahre, und die über Deutschland weg in die grosse welt andrer länder weisen und nachher wieder in die heimat führen; denn „hier kehrt man nicht dem vaterlande auf immer den rücken, sondern man hofft, auch auf dem grössten umwege, wieder dahin zu gelangen.“ Mit dem „Wotton Rein- fred“ haben diese freilich nichts zu thun, aber wegen der rolle, die sie in Carlyle's leben spielen sollten, seien die Wander- jahre hier angeschlossen, die Carlyle übrigens in der früheren und kurzen fassung aus dem jahre 1821 vor sich hatte. Die zerrissene composition des romans weist mit ihren zwischen- reden, nachschriften und eingeschobenen erzählungen und in der art, wie sich der dichter als herausgeber und redakteur ausserhalb seiner dichtung aufstellen möchte, nach der romantik hin; aber das alles störte den Engländer wenig, der desto begieriger die hauptthemen des werkes, vor allem das der ent- sagung, aufgriff. Es stimmte zu seinem eigenen, in dornen gebetteten leben und zu seinem herzen, das für höheres als für die güter und den genuss dieser welt schlug. Goethe hatte die lehre seines einsamer werdenden alters mit klösterlicher weihe vorgetragen. Die leidenschaften, die sich in den Lehr- jahren noch nicht zu beschränken brauchten und in die nähe

der geliebten begehrten, sind in ein mildes „gedenken aus der ferne“ verwandelt. Das gefühl hält sich zurück, und schweigend gehen in jener unvergleichlichen, schmerzlich schönen scene auf der Isola bella die männer und frauen auseinander, gerade als beim schein des mondes in der warmen italienischen nacht der traum der liebe wieder vor ihren sinnen zu spielen beginnt. Und was in den „Lehrjahren“ aus Mignons liedern unmittelbar wiederklang, das wird im zweiten buch der „Wanderjahre“ in die weite gerückt und objektiv in den bildern eines malers aufgefangen, die das kurze leben und leiden des mädchens schildern. Italien wird nicht mehr mit ursprünglicher lebhaftigkeit beschrieben; durch den „maler“, der die natur gleichsam als kunst empfindet und betrachtet, wird die schilderung auch hier unwillkürlich gedämpft. Aber statt in der zukunft und in der vergangenheit, worin der jüngling und der greis leben, haben die „entsagenden“ nur mit dem gegenwärtigen sich zu beschäftigen und an die stelle der hoffnungen und der sehnsuchten tritt die that. Darin liegt das positive der lehre Goethe's, der die entsagung, den scheinbaren abschied vom dasein doch auch als eine andere und höhere form des lebens verstehen wollte, das heisst als eine absage an alle thorheit und halbheit, an die wünsche und sonderbarkeiten des einzelnen zu gunsten eines wirkens für die vielen. Das wort „*Entsagen*“ stand in deutschen buchstaben auf einem der handsiegel Carlyle's.

Wilhelms bewegungen sind in den Wanderjahren eingeschränkt; während er in den Lehrjahren blieb, wo und wie er wollte, darf er jetzt an keinem ort länger als drei tage weilen. Aber mitten auf den irrfahrten lässt uns der dichter, wie einst bei den „Bekennnissen“, diesmal in der „pädagogischen provinz“ ausruhen — die wie ein seliges eiland dem manne winkt, der den kämpfen entflohn, auf der fahrt nach hause begriffen ist. Der sittliche und religiöse gehalt von allem, was Wilhelm Meister dort sieht und lernt, kam über Carlyle wie eine offenbarung; aber die äusserliche einrichtung der provinz, wo die verschiedenen menschlichen berufe auf verschiedenen grundstücken geübt werden und alle gebäude einen zweck für sich haben, die ganze doktrinäre geheimniskrämerei fiel dem übersetzer Carlyle so wenig unangenehm wie dem dichter Goethe auf, der aus der not schnell eine

tugend gezimmert und graziös erklärt hatte, dass „einem büchlein wie dem unsrigen rückhalt und geheimnis gar wohl ziemen mag“. Genug, Carlyle ging bei den weisen männern der pädagogischen provinz, die in den Wanderjahren den knaben Felix erziehen, andächtig selber in die schule. Als der zukünftige verfasser der „Kleiderphilosophie“ passte er hier unter Goethe's führung auf die wechselnden farben des gewandes der kinder auf, das ihren anlagen besonders angepasst, im äusseren gleichsam das innere ankündigen sollte. Carlyle lernte dort die „ehrfurcht“ kennen, „Reverence, — the divinest in man, springs forth undying from its mean envelopment of Fear“;¹⁾ — er trat von der „ersten“ und „zweiten“ zur „dritten“ religion über, d. h. seine lebensanschauungen rangen sich vom trotz des heidnischen stoicismus glücklich zur liebe des christentums wieder durch. „Was gehörte“, fragt Goethe, „dazu, die erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren geburtsort zu berufen, sondern auch niedrigkeit und armut, spott und verachtung, schmach und elend, leiden und tod als göttlich anzuerkennen, ja sünde selbst und verbrechen nicht als hindernisse, sondern als fördernisse des heiligen zu verehren und lieb zu gewinnen.“ Carlyle hat freilich dieses kapitel der Goethe'schen ethik nicht ganz verstanden, so oft er auch später wieder darauf zurückkam;²⁾ denn bei der frage nach dem zweck des bösen blieb er nach wie vor in seinen zweifeln und in dem harten, calvinistisch bestimmten puritanertum seiner heimat stecken. Auf alles übrige dagegen ging er warmen herzens ein; Goethe verstand es, manche seiner besten und tiefsten gedanken in sinnenfällige und leicht verständliche anschauungen zu fassen; und wenn Carlyle später seine eigene philosophie vom sein und schein lieber in dem gleichnis vom körper und kleid statt in

¹⁾ SR 68.

²⁾ Vgl. L 63; 65: „Its (the Christian Religion's) province was not to encourage pride, but to cut that down altogether. There is a remarkable passage of Goethe It was, he continues, the showing to man for the first time that suffering and degradation, the most hateful to the sensual regard, possessed a beauty which surpassed all other beauty.“ . . . — It has been truly said by Goethe that this is a progress that we are all capable of making and destined to make and from which, when made, we can never retrograde.“ — R 2, 219: „I have a hundred times recommended that Passage in Wilhelm Meister, to inquiring and devout souls.“

streng dogmatischer und schulmässiger form vortrag, so mochte er dabei des satzes der Wanderjahre gedenken: „Durch wunder und gleichnisse wird eine neue welt aufgethan: jene machen das gemeine ausserordentlich, diese das ausserordentliche gemein.“ Auch er wollte zur „begeisterten gemeinschaft der heiligen, welches heisst: der im höchsten grad guten und weisen“ gehören und „in das heiligtum des schmerzes“ eingeweiht, „die göttliche tiefe des leidens“ ergründen. Wie er die bezeichnungen in den „Travels“ übertragen hatte, „the Communion of Saints“, „the Sanctuary of Sorrow“, „the divine depth of Sorrow“, „our highest religion is named the Worship of Sorrow“, so kehrten gerade diese Goethe'schen gedankenreihen ausführlich und unverändert oft in seinen schriften wieder. „Sartor“ und „Heroworship“ bauen sich geradezu auf ihnen auf: „Thus was I standing in the porch of that ‘Sanctuary of Sorrow’; by strange, steep ways had I too been guided thither; and ere long its sacred gates would open, and the ‘Divine Depth of Sorrow’ lie disclosed to me“ — „knowest thou that ‘Worship of Sorrow’¹⁾ — „there is a living, literal Communion of Saints, wide as the World itself and as the History of the World“. Als Carlyle später, ein 71 jähriger, vor den studenten in Edinburgh die rektoratsrede hielt, ungefähr im selben alter wie Goethe, da er jene kapitel schrieb, kam er ein letztes mal auf das evangelium der Deutschen zurück — „Reverence (*chrfurcht*)! Reverence! Honour done to those who are greater and better than ourselves; honour, distinct from fear. *Ehrfurcht*; the soul of all religion“ — und dann auf Goethe's anschauung von dem ziele einer ästhetischen bildung: „Was Goethe unter kunst versteht,“ fährt Carlyle englisch fort, „davon kann ich gegenwärtig keinen begriff geben, der es Ihnen klar machte, denn Goethe nennt es musik, malerei, dichtung, aber nicht nur in dem gewöhnlichen, sondern in einem höheren sinne, dem die meisten unserer maler, dichter und musiker, fürchte ich, nicht stich halten würden. Er betrachtet die kunst als die höchste menschliche kultur, unendlich wertvoll und veredelnd . . .“ Das alles drang jetzt lebendig noch einmal auf die englische jugend ein und

¹⁾ SR 130, 133, 171.

wurde in unzähligen zeitungsen über die ganze insel als die kundgebung des neuen lord-reaktor verbreitet.¹⁾

Vieles von dem, was sich Carlyle schon aus den „Lehrjahren“ angeeignet hatte, wurde noch einmal in den „Wanderjahren“ wiederholt, die seine grüblerische sucht mit holden versen niedersangen:

„Und dein streben, sei's in liebe,
Und dein leben sei die that.“

Schiller's lehre, dass der freie mensch seine aufgaben wie ein spiel zu bewältigen lernen müsse, ward ihm hier von Goethe aufs neue bekräftigt: „Glücklich ist der, dem sein geschäft auch zur puppe wird, der mit demselbigen zuletzt noch spielt und sich an dem ergetzt, was ihm sein zustand zur pflicht macht.“ Der Goethe der „Wanderjahre“ zerstörte alles, was noch an dilettantischen neigungen in Carlyle lag, denn „Eines recht wissen und ausüben, giebt höhere bildung als halbheit im hundertfältigen“. Goethe lehrte ihn auch, die augen offen zu halten: „so dürfen wir lebenslustigen jüngerer wohl uns immerfort ermuntern und ermahnen mit den heitern worten: 'gedenke zu wandern'“ — eine vorschrift, deren fruchte Carlyle im „Sartor“ erntete.

V.

Das bild Carlyle's wäre unvollständig, wenn wir seine vielen brieft, die geradezu eine litteratur für sich bilden, besonders aus den jahren 1814—1836, übergängen. So reichhaltig wie die Schiller'sche sieht die Carlyle'sche korrespondenz freilich lange nicht aus. Bei Schiller wechselt das grösste mit dem kleinsten. Die riesenhaften pläne des dichters werden

¹⁾ Der Goethe'sche ausdrück „Lehr- und Wanderjahre“ wurde bei Carlyle zu einer feststehenden bezeichnung für die abschnitte des menschlichen lebens überhaupt: „We will hope to meet you at your return, a man filled with new knowledge,“ schrieb er an seinen bruder „... and ready then to begin his Mastership with manly effect, his Apprenticeship being honourably concluded“; das IV. buch des „Frederick the Great“ heisst: „Friedrich's Apprenticeship, First stage 1712—1723“, das IX. buch bringt gewissermassen den schluss der prinzlichen „lehrjahre“: „He is now out of his Apprenticeship; entitled to take up his Indentures whenever need shall be ... Let him now, theoretically at least, in the realms of Art, Literature, Spiritual Improvement, do his *Wanderjahre* over at Reinsberg.“ N 4, 37. Fg 3, 194.

dort bald traurig, bald heiter von den irdischen dingen abgelöst. Häusliche angelegenheiten, zahnweh, tapetenbestellungen, geschäftliche verhandlungen mit Cotta, wochenstübliche an- und aussichten und zwiebacksendungen: das sind die arabischen, die sich schelmisch selbst um die verhandlungen mit Goethe wiegen. Carlyle's korrespondenz giebt uns aber grade über den schreibenden sehr geringen aufschluss, da sie meistens litterarische fragen betrifft. Dagegen liegt Schiller's ganzes leben in diesen seinen eigensten und vertraulichsten schriften vor uns: jugendfreuden und leiden, die erste wirkliche freundschaft zu Körner, der aus dem briefwechsel nie wieder verschwunden ist, dann die letzte wirkliche liebe zur Charlotte, die bald ausscheiden muss, weil sie als gattin ganz ins haus des dichters übertrat, die aber bei gelegentlichen kleinen trennungen auf reisen sich sofort wieder unter die adressaten schiebt; endlich das jahr 1794, wo sich fast gleichzeitig daheim mit dem ersten kinde nun auch von draussen Goethe einfand und Schiller's dasein plötzlich mächtig nach allen seiten hin erweitert worden war. Da schwebt die wage oben und unten: und himmel und erde wechseln auf dem prospekte ab. Nach den grossen verhandlungen über das epos und drama wird in den briefen auch des kleinen „goldsohns“ gedacht, wie die Meininger verwanten ihren neffen getauft hatten.

Bei Schiller herrscht freiheit im umgang, bei Carlyle dagegen oft ein doktrinärer ton vor. Schiller macht den werber für die horen und eine ganze gallerie berühmter männer zieht an uns vorbei, die von dem redaktionellen praktikus höflich zur mitarbeit eingeladen werden. Aus der ferne sehen die alten eltern zu; und er, der sich sonst von allen formen des religiösen kultus losgesagt und gott seit langem schon in keinem gebete mehr angerufen hatte, nimmt in den briefen an vater und mutter die worte hervor, die er in seiner kindheit gehört hatte. Er tritt wieder auf den früheren glaubensstandpunkt zurück, und schreibt bei der krankheit seiner schwester Nanette nach hause: „Aber was für eine wohlthat von gott ist es auch wieder, dass die gute liebe mutter noch stärke des körpers genug hat, um unter diesen umständen nicht zu erliegen. . . . In solchen zügen erkenne ich eine gute vorsicht, die über uns waltet,“ und nach dem tode des vaters spricht er dankbar von dem leben, „das ihn gott so lange und mit solcher ge-

sundheit fristete, und das er so redlich und ehrenvoll verwaltete.“¹⁾)

Ebenso rücksichtsvoll war Carlyle in dem briefwechsel mit seiner mutter, der durchaus religiös und kirchlicher gehalten ist, als er sich sonst auszudrücken pflegte. Ihre strengen orthodoxen sätze nahm er in einem neuen und höheren sinne auf; ihr Jesusglauben verwandelte sich zu jenem glauben an das göttliche in allen grossen menschen; besorgt kehrte Carlyle aber immer das hervor, was beiden anschauungen gemeinsam war; und die liebe des sohnes, der die mutter nicht verletzen durfte, stritt rührend mit jenem wahrheitsdrang eines menschen, der vor sich selber sich nicht untreu werden mag. Er wollte sich ihr nicht entfremden; und grade als bücherschreiber, als ein mann, von dem die welt sprach, stand er in recht zweifelhafter beleuchtung vor dieser einfachen, auf einen kleinen lebenskreis beschränkten frau; sie war im stillen bekümmert darüber, dass ihr leibliches kind die hohe stellung vor den menschen am ende nicht mit rechten dingen erworben, und über allem wissen schaden an seiner seele genommen hätte. Aber wenn sie ihm hilflos von ferne zusah, so kam er von selber näher heran, um sie zu beruhigen; nicht bloss mit betuerungen, dass sie beide, mutter und sohn, ja schliesslich ein und dasselbe auf dieser welt wollten, nämlich wahrheit um jeden preis, sondern auch mit zeugnissen, die sie besser verstand: „Ich lese das testament. Gott segne euch für immer, meine teure mutter.“ Wie weit aber in Carlyle's lebensanschauung die lehren und predigten aus dem hause seiner eltern um- und weitergebildet wurden, das lässt sich aus solchen fundamentalen sätzen ersehen, wie sie zu zeiten von den lippen der alten bauersfrau kamen: „Die welt ist eine lüge, doch gott ist eine wahrheit und seine güte währet ewiglich.“ Das waren anschauungen, die den sohn für die lehren Fichte's vorgebildet hatten. Aber auch an dem verkehr mit Goethe nahm die mutter in den briefen teil. Was sie wissen und was ihr persönlich nützlich sein mochte, übertrug Carlyle aus der deutschen korrespondenz. Die hoffnung des alten Goethe, „noch eine zeitlang in der nähe meiner geliebten zu verweilen,“ klang der bejahrten frau gewiss wie eine frohe hoffnung für

¹⁾ Jonas 4, 439; 5, 69.

sich selber zu: „still in the land of the living and beside his loved ones“;¹⁾ und des dichters heroische fassung beim tode des sohnes — „besonders ist Goethe's hohes wirken keinen tag unterbrochen worden,“ so hatte Eckermann berichtet — sollte die mutter trösten, die jüngst ihre tochter Jane verloren hatte: „he ... did not cease from his labours for a single day.“

Goethe's briefe an Carlyle sind ruhig und würdig; Carlyle hatte in der art, wie er einst das vertrauen des dichters suchte, diesem einen gütig väterlichen ton, der ja den hohen jahren Goethe's sehr natürlich anstand, förmlich aufgedrängt. Goethe war auch hier, wie in den ersten jahren des schriftlichen verkehrens mit Schiller, der empfangende teil; der meister antwortete lange nicht so eifrig und so viel, wie der schüler gefragt hatte; Goethe wusste, dass Carlyle, der litterarisch bereits treffliche beweis einer eigenen begabung geliefert hatte, seinen weg schon allein finden würde. Er war aber doch froh, dass dieser energische mann im fremden lande in seinen (Goethe's) diensten stand und ihm unter anderm berichten durfte: „There is in London a little poetic *Tugendbund* of Philo-Germans forming itself.“³⁾

Kleine liebenswürdigkeiten und geschenke erhielten die freundschaft; bücher kamen von Weimar an, und aus beiden orten sandten die frauen für die männer zierliche handarbeiten ein, zeichnungen der häuser, in denen ein jeder wohnte, wanderten über das meer. Aber Goethe hielt doch einen kühleren ton fest, trotzdem sich Carlyle ihm so dankbar und mit aller innigkeit näherte. Von persönlichen verhältnissen wurde aus Weimar wenig mitgeteilt; nur die ahnung des nun bald bevorstehenden todes warf wol auf die briefe Goethe's hie und da einen leichten schatten, den Carlyle mit freundlichen und lichten worten wieder zu löschen suchte. Seinen achtzigsten geburtstag im jahre 1829 bat Goethe „im stillen“ zu feiern, „mir zu den tagen, die mir noch vergönnt sein sollten, eine verhältnismässige gabe von kräften zu wünschen“. Und am 5. oktober 1830 schrieb Goethe: „In meinen jahren muss es mir angelegen sein, die vielen bezüge, die sich bei mir zu-

¹⁾ GCB 130, 133. N 3, 258.

²⁾ An dr. Carlyle: N 3, 262: „he 'can still linger for a season among his loved ones'“.

³⁾ GCB 240.

sammenknüpften, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen“ ... und drängte: „Schreiben sie bald, denn für mich werden tage und wochen immer kostbarer.“ Nun antwortete Carlyle: „In this letter are two prophetic allusions breathing a noble pathetic dignity, which nevertheless affect me with alarm and pain, for distant be that day so mournful for us and for millions.“ Im angesicht eines mannes wie Goethe, war es gewiss unendlich schwer, das richtige und das würdige wort bei einer solchen trüben gelegenheit zu finden. Carlyle wies nun sanft, aber nachdrücklich auf das „entsagen“ hin, das Goethe selber einst gepredigt hatte: „God is great, say the Orientals,“ und damit waren erinnerungen an die heiteren weisheiten des Westöstlichen Divans wachgerufen, denen Carlyle in frommem vertrauen zufügte: „God is God, as the beginning and end of all our Philosophy.“ Dann bat er gelegentlich Eckermann, ihm doch zu erzählen, „how your venerable poet wears his green old age,“ worauf im Dezember 1830 die tröstliche erklärung aus Weimar eintraf, „ihn nunmehr noch manches schöne jahr in vollkommenen kräften thätig voran zu sehen.“¹⁾

Es war schon spät, als Carlyle die persönliche freundschaft Goethe's suchte. Es blieb ihm für den verkehr mit ihm nur noch das letzte lustrum übrig. Wie ihm nun Goethe manchen rat für das deutsche erteilte, so belebte aufs neue Carlyle auch Goethe's interesse für die Engländer Scott, Burns und Cowper. Die weltlitteratur bereitete sich vor, wenn sie zuerst auch nur auf die vornehmsten länder, England und Deutschland, beschränkt wurde; denn von den reichen kenntnissen, die Carlyle und Goethe von der dichtung der übrigen völker der erde besaßen, kam in diesen ihren briefen merkwürdig wenig an den tag.

Carlyle aber hatte bei Goethe zum ersten und zum letzten male die gelegenheit gefunden, sich nicht bloss über einen helden, sondern sich auch unmittelbar vor einem „hero“ selber, der noch mitten unter den menschen weilte, auszusprechen. Das hielt seine briefe in atem; es war jetzt an der zeit, einem gegenwärtigen einmal das zu beweisen, was Carlyle sonst bloss den personen der vergangenheit bezeugt hatte: die volle

¹⁾ GCB 70, 71, 120, 139, 209.

congeniale einsicht in den wesenskern hervorragender menschen. Ausser der ehrfurcht, mit der er allen grossen toten von Homer bis Napoleon entgegenkam, durfte er nun bei diesem lebendigen Goethe noch ein gutes teil von neigung hinzuthun. Alles, was sonst die briefe an die eltern, geschwister und freunde wohl unnötig beschwerte, denen er von seinen ewigen verdauungsstörungen und von der mühseligkeit der schriftstellerei viel zu viel vorklagte, — das fiel in den abgeklärten zwiegesprächen mit Goethe fort, und einer, der sonst mit schweren fesseln zu schreiten glaubte, der gab sich hier auf einmal einer freien und leichten bewegung hin. Das verschafft diesen briefen Carlyle's eine so bedeutsame stellung vor all den übrigen: er musste, wenn er an Goethe schrieb, gleichsam über sich hinaus gehen und des grossen andern wohl mehr als sein eigenes kleines wehe bedenken; ja die geistige hoheit des empfängers, die wirkte auf den schreibenden Carlyle zurück: das beste und herzlichste gebend, was er hatte, steigerte er noch in edelstem bestreben die kräfte seiner eigenen natur.

Und das merkwürdigste in diesem verhältnis liegt darin, dass Carlyle trotz seiner jugend im stande war, schon die ganze überreife, müde gewordene weisheit Goethe's zu übernehmen. Was dieser sich in bewegten jahren erkämpft, was er im spätern mannesalter gelernt und im niedergange seines lebens wohl mit stiller ergebung hingeschrieben hatte, das griff Carlyle mit eifer auf; und Goethe's mildeste sprüche und entsagungslehren fingen in den schriften des Engländers mit einem feuer zu sprühen an, das ihnen im grunde gar nicht innewohnte.

Die entwicklungsjahre, die bei Carlyle wohl länger dauerten, als bei andern, sind für einen seelenkundigen litterarhistoriker ungemein reich an interessanten einzelheiten. Aeusserlich hat dies leben freilich nie viel abwechslungs geboten: er blieb nach wie vor der freie, stellenlose schriftsteller, als der er zu anfang hinausgetreten war.

Im herbst 1827 öffnete sich für ihn allerdings die aussicht nach London, wo man an die neu gegründete universität nach professoren für die englische litteratur und für die moralphilosophie suchte. Aber die angelegenheit wurde von einem der gründer der hochschule verzögert und als im nächsten

monat August die stelle noch nicht besetzt war, verzichtete Carlyle.¹⁾

Es lag zu vieles gegen ihn vor; Jeffrey, der in der sache mitsprach, hatte wohl den candidaten gern; aber auch er hielt ihn doch auch für „extravagant“, und „too German“. Das gab bei den andern, z. b. bei dem rassentreuen Brougham, den ausschlag, der — „alarmed at my German predilections“, wie Carlyle sagt — unter „deutsch“ wohl eine dem englischen wesen durchaus unähnliche sache verstand, und den wichtigen lehrauftrag nicht einem halben ausländer erteilen mochte. — Aehnliche szenen spielten sich in Schottland ab; dr. Chalmers an der St. Andrews universität war ende 1827 von der moralphilosophie zur theologie in Edinburgh übergetreten; Carlyle und die seinen dachten an eine bewerbung; am letzten januar 1828 schickte Carlyle ein durch zeugnisse gestütztes gesuch ein; er bat auch Goethe um sein urteil. Aber der ersatzmann war längst bestimmt. „The Andrews Professorship, like Attila Schmelzle's seems a thing not to be counted on“, — Goethe's zeugnis aber behielt er für sich zurück.

Auch in der niedern kritik wurde man auf die dauer wegen der deutschen strömungen besorgt, die Carlyle zu erregen suchte; man nahm befremdet „a murky cloud of German Transcendentalism“ wahr, wohinein Carlyle sich und England hüllen sollte. Und wer vorurteilslos seine schriftstellerische thätigkeit in den zwanziger jahren übersieht, kann allerdings das bedenken beschränkter Engländer vor einer invasion des deutschen geistes verstehen.

Schon in den jugendjahren Carlyle's lassen sich viele keime für seine späteren schriften nachweisen. Die geschichte der einzelnen werke muss sowol aus den bedürfnissen seiner natur wie aus den ereignissen abgeleitet werden, die ihm freundlich oder feindlich von aussen entgegen kamen. Er war schon damals selber alles in allem, er war ein phantastischer Sartor Resartus, und ein wirklicher Friedrich, Luther und Cromwell, und die französische revolution war nur ein gleichnis, das die geschichte für seine eigenen kämpfe vorbildlich

¹⁾ „I have declined candidating any more there; but said that if *they* wanted me, let them speak and I would listen, and answer.“ — N 3, 76, 81, 165; 103.

und ahnungsvoll aufgeführt hatte. Seine persönlichkeit mit ihren vielen liebens- und hassenswerten eigenschaften steht in der mitte; er war von vornherein reich mit stoff geladen, den aber erst die berührung mit fremden mächten, vor allem mit der ausländischen litteratur, ihm zum bewusstsein brachte. Die neuen grossen gedanken der klassischen zeit Deutschlands waren seiner natur nicht durchaus fremd; sie erhellten das, was längst dunkel in ihm lag; und der forscher kommt oft in verzweiflung, wenn er über das mein und dein gewissenhaft entscheiden soll. Die „Heldenverehrung“ z. b., die zwar auf Fichte's worte schwört, konnte doch sicherlich nur von einem menschen geschrieben werden, dem es mit solchem dienste wirklich ernst war: „It is one of my finest day-dreams to see him (Goethe) ere I die,“ hatte Carlyle schon 17 jahre vorher gesagt, ehe er überhaupt von „helden und heldenverehrung“ redete; — „the wish I should have, were I in your situation,“ damit ermahnte er seinen bruder, auf der rückreise von Deutschland nach England doch jedenfalls über Weimar zu fahren, — und als 1813 das übrigen falsche gerücht von dem tode des gefeierten Washington Irving gemeldet wurde, vergoss er fast thränen: „It was a dream of mine that we two should be friends.“¹⁾

Carlyle hatte bei aller scheinbaren kälte und ruhe doch auch ein tief leidenschaftliches gemüt; er stammte aus einer familie, die von alters her im rufe hitzigen blutes stand und ihren eigenen willen gegen jeden fremden durchzusetzen wusste. Aber diese temperamentvollen accente lagen bei den Carlyle's nicht eigentlich auf den forderungen der körperlichkeit und der irdischen triebe. Sie alle waren gerade in dieser beziehung ein sprödes geschlecht, das eine entsagung nicht allzu schwer empfand und das die ganz und gar nicht religiösen gebote und forderungen der natur, den hunger und die liebe, keineswegs noch künstlich steigern wollte; es steckte vielmehr in diesen schotten eine leidenschaftlichkeit für die moral, die sich in Thomas Carlyle am meisten ausgeprägt hat. Was in den früheren zeiten fanaticismus und ein düster in sich hineinbrennendes puritanertum gewesen war, das gab sich in ihm, dem mann des 19. jahrhunderts, in anderen neuen formen, in einer brünstigen begeisterung für die wahrheit und das

¹⁾ N 2, 191, 241; 3, 186.

gute kund. Wie er gewaltsam nach einem klaren ausdruck für seine seltsamen gedanken rang und leib und leben dahingegeben hätte, um seinen reinen willen durchzusetzen, wie er seine sache auf die kalte und reizlose moral stellte, die von andern leuten in der vernünftigen und ruhigen überlegung des kopfes ohne die teilnahme des herzens erledigt wird, — das giebt seiner sonst fremdartigen person doch einen leisen vertraulichen schimmer.

In dieser seiner thätigkeit regt sich etwas, das mit unseresgleichen doch verwandt ist; was sich sonst als lebenstrieb zu verkündigen pflegt, die menschliche wärme, die war auch in ihm vorhanden, dessen natur nur dem an der oberfläche tastenden kalt erscheint; denn die gegenstände, wofür grade er sich erhob, lagen wo anders, als man gemeinhin vermuten sollte. Aber vor allem muss die art, wie Carlyle für die wahrheit und das gute kämpfte, die ein stück seines eigensten und innersten lebens waren, ihn rechtfertigen; er war kein moralphilister; der würde auch, statt in der sprache der dichter seine hörer von der wahrheit zu überzeugen, lieber trockene paragraphen aufzählen und nicht erst alle schrecken der verdammnis über die sündler herunterrufen, wie es Carlyle zu thun verstand. Je enger manchmal uns seine anschauungen selber erscheinen, die fürwahr oft mehr aus der verdunkelten raritätenkammer seines ichs als aus der welt und aus den menschen selber hervorgeholt waren, — um so lebendiger erscheint die art, in der er diese ansichten vertrat. Nicht das, woran ein mensch sein herz hängt, sondern die thatsache, dass er es überhaupt an etwas hängt, fordert in der geschichte immer wieder unsere teilnahme heraus. Die interessen wechseln mit den zeiten und orten; der zauber, der auf gewissen gegenständen ruhte, ist bald verflogen, und über den zopf des urgrossvaters machen sich die enkel lustig, deren manieren hinwieder ebenso gewiss von künftigen geschlechtern belächelt werden.

Wo aber ein herz leidenschaftlich und aufrichtig und unbedingt, wie das des Thomas Carlyle, für die wahrheit schlug, — da machen wir mit recht halt, um diesem ewig alten schauspiel beglückt zuzusehen.

Es ist sehr bald möglich, manche züge der eltern Carlyle's in dem sohne wiederzufinden. Man denke an die charakteristik, die er selber in den „Reminiscences“ von seinem vater ent-

warf, der eine ausserordentlich zähe, mit leben gefüllte natur, ernst und schweigsam über alle vorgänge seines innern und nur auf das wirkliche und wahre gerichtet, allem geschwätze — „clatter“ — abgeneigt war, rücksichtslos, und herr im hause, das ihm einmal gehörte; ein mensch, der zwar lange auf die gelegenheit wartete, loszufahren, der sich dann aber auch in desto furchtbareren gewittern entlud, die bei allem schrecken doch prächtig anzusehen und zu hören waren. Im zorn brauchte er keine flüche, seine worte waren scharfen pfeilen gleich, die mitten ins herz trafen. Es gab aber für diesen mann auch augenblicke der erregung, wo er wie vom heiligen geiste besucht, sein ungelehrtes gemüt in ursprünglicher, hinreissender rede entfesselte und dadurch mehr als alle bücherweisheit seinen kindern mitzuteilen vermochte.

Dieser vater kehrt mit unterschieden im sohne wieder, der freilich durch kunst und bildung seine sprech- und schreibgabe über die grenzen eines bauerlichen gesichtskreises hin erweitert hatte.

Und neben jenem stand die frau und mutter, die den verschlossenen prophetischen mann an ihrer seite nicht immer recht verstand und ihre liebe ihm nur mit furcht vermischt auftrug, — die aber alle bedürfnisse eines weiblichen herzens an ihren acht kindern reichlich stillte. Wenn der vater mutig ins leben sah, so war die mutter furchtsam, und ihr ängstlicher sinn nahm niobidenhaft alles mögliche unglück voraus, das den segnen ihres schosses etwa befallen möchte — weshalb sie um so eifriger und um so frommer ihre knaben und mädchen dem schutz des höchsten empfahl. Ja am liebsten hätte sie den ältesten, Thomas, ihrem gott ein wohlgefälliges opfer, im priesteramte walten sehen mögen.

Aber bei allen guten eigenschaften darf ein gerechter beurteiler auch die schattenseiten nicht vergessen, die Carlyle besonders im verkehre mit den menschen zur schau getragen hat. Seine eigene gattin mag am meisten darunter gelitten haben. Bei der geschichte dieser ehe wäre ein verschweigen nicht am platze. So gerne man das intimere schicksal bedeutender männer auch da übergehen möchte, wo sie aus der art schlagen und wo sie das helle bild ihrer selbst, wie es vielleicht die menschheit braucht, mit eigener hand unvorsichtig getrübt haben, — hier muss der psychologe doch

rücksichtslos das ganze elend aufdecken, das Carlyle um sich her verbreitete. Der gegensatz zwischen seiner biblischen lehre vom „Kindlein, liebet Euch“, und jenem egoismus, mit dem er sich hinpflanzte und keinen finger breit wich, war manchmal zu gross, und die seufzer in den briefen der frau und freundin, die seit 1826 seine gattin hiess, sind so herzbrechend, dass man ihrem schicksal nachgehen und die umstände, an denen sie in jahrelanger qual versiechte, doch einmal prüfen muss. Froude hat dies allzu früh gethan, als die erde eben frisch über dem toten lag. Jetzt aber wird es sich Carlyle, der überall der wahrheit zu dienen vorgab, bald gefallen lassen müssen, wenn er objektiv betrachtet und die grenzenlose, andere gelegentlich geradezu vernichtende selbstsucht seines wesens auch ohne schonung geschildert wird. Ihm fehlten eben die feineren organe für eine richtige und harmonische führung, und er hatte gar kein verständnis für das bedürfen eines weibes. Es steckt in diesem propheten auch ein sonderbares raubtier, das aus der verkleidung bald heraus muss, und wenn er erst in seiner ganzen grösse, aber auch in seiner ganzen furchtbarkeit erkannt sein wird, brauchen in zukunft vielleicht solche opfer, wie eine Jane Welsh, nicht wieder auf den wüstengängen der löwenmenschen seines schlages zu bluten.

Bei der litteraturbetrachtung gilt ebenso wenig wie anderswo der verfängliche satz: „Comprendre c'est tout pardonner.“ Alle thaten sollen zwar auf ihre gründe zurückgeführt und auf ihre seelischen vorbedingungen hin geprüft werden; wir wollen eins aus dem andern begreifen, aber wo wir einen menschen in unseliger verblendung oder anlage so handeln sehen, dass es den forderungen des gesunden lebens widerspricht und andere darunter leiden, da bleibt diese thatsache, auch wenn wir ihr wie und warum begreifen, doch in fragwürdiger, unverzeihlicher gestalt bestehen. Denn der wert oder unwert aller menschlichen thaten kann nun und nimmer, auch hier nicht, von dem grad des verständnisses abhängen, das wir zufällig für ihre gründe zeigen; und der litteraturforscher, der den advokaten für seinen klienten gemacht hat, muss doch zugleich auch der anwalt sein können, der sich zum wohl des grossen ganzen noch auf